DOKUMENTE DES FORTSCHRITTS

INTERNATIONALE REVUE

HERAUSGEGEBEN VON PROFESSOR DR. R. BRODA: PARIS IN VERBINDUNG MIT DR. HERMANN BECK: BERLIN UND ERICH LILIENTHAL: BERLIN + VERLEGT BEI GEORG REIMER: BERLIN: W 35

JÄHRLICH 11 HEFTE FÜR 10 MARK
PREIS DES EINZELHEFTES 1 MARK

AUSGEGEBEN ANF: MAERZ 1912
5. JAHR 3. HEFT

INHALT:

DIESES HEFT IST VORNEHMLICH LITERARISCHEN UND KÜNSTLERISCHEN PROBLEMEN GEWIDMET.

NACHDRUCK MIT AUSNAHME DER DURCH EINEN VERMERK GEKENNZEICHNETEN ARTIKEL MIT QUELLENANGABE GESTATTET.

ALLE MANUSKRIPTE SIND AN DIE DEUTSCHE REDAKTION, BERLIN-WILMERSDORF, PRINZREGENTENSTR. 115/116 ZU RICHTEN.
UNVERLANGTEN SENDUNGEN IST DAS RÜCKPORTO BEIZUFÜGEN.

Dr. ADOLF GRABOWSKY, Berlin: Der tätige Mensch und die heutige Kunst 155
GRETE MEISEL-HESS, Berlin-Steglitz: Die kulturelle Wirkung des Romans 160
KARL WITH: Das deutsche Museum für Kunst in Handel und Gewerbe ... 163
Dr. JOACHIM VON BÜLOW, Berlin: Kunst und Kaufmann 168
PHILIPP VON CALDILHE, Paris: Japans Theater..... 172
OTTO PICK, Prag: Die tschechische Literatur und ihre voraussichtliche Entwicklung 175
D. JIDÉ, Brüssel: Die Dichtung Maeterlincks..... 178
Dr. FRANZ STRUNZ, Privatdozent, Wien: Bücher der Seele..... 181
MAX LUDWIG, Zehlendorf: Proletarische Jugend..... 185
Chronik 187

RICHTUNGLINIEN DES FORTSCHRITTS:
Prof. Dr. R. BRODA, Paris: Psychische Wandlungen..... 197

ÖKONOMISCHE ENTWICKLUNG:
Chronik 202

POLITISCHE ENTWICKLUNG:
ERICH LILIENTHAL, Berlin: Ein Kulturpolitiker. (Sigurd Ibsen)..... 205
SHAKAITO, Tokio: Sozialismus in Japan 209
MONY SABIN, Chefredakteur des „Courrier Européen", Paris: Die Eingeborenenfrage im Kongogebiet 211
Der erste Indianer-Kongreß..... 214
Chronik 214

SOZIALE ENTWICKLUNG:
Dr. JOHN MEZ, Freiburg: Die Bevölkerungsbewegung im Deutschen Reiche 215
Chronik..... 222

TECHNISCHER u. WISSENSCHAFTLICHER FORTSCHRITT:
H. FEHLINGER: Über einige Faktoren der progressiven biologischen Entwicklung der Kulturvölker 224
Chronik 228

UMSCHLAG UND AUSSTATTUNG ZEICHNETE LUCIAN BERNHARD, BERLIN.

DR. ADOLF GRABOWSKY, BERLIN: DER TÄTIGE MENSCH UND DIE HEUTIGE KUNST.

BEOBACHTET man die Beziehungen des tätigen Menschen zur heutigen Kunst, also desjenigen, der von einem praktischen Beruf ganz eingenommen ist und in diesem Berufe wirklich etwas leistet, so wird man meistens feststellen können, daß sie sich auf den ein- oder zweimaligen Besuch einer Kunstausstellung im Jahre und auf das gelegentliche Anschauen eines besseren Theaterstückes beschränken. Lektüre dichterischer Werke kennt dieser Mensch kaum, er begnügt sich mit der Zeitung und mit dem Lesen irgend eines Fachblattes. Dies ist der Zustand, den wir garnicht verschleiern wollen. Die Beschäftigung mit künstlerischen Dingen ist heute Sache der Frauen, der Jünglinge und der sogenannten Nichtstuer geworden. Ja, die Kunstwerke, die sich weniger leicht öffnen, werden sogar fast ausschließlich von der Zunft verdaut; diese schlägt in der Presse mehr oder weniger gewaltigen Lärm, meist aber, ohne damit zu erreichen, daß nur ein einziges Exemplar des in den Himmel gehobenen Gedichtbuches oder auch nur ein kleines Bild der vielgerühmten Kunstrichtung gekauft wird. So ist das „l'art pour l'art" in einer für die Künstler sehr tragischen Weise zur Wirklichkeit geworden.

Wer nun aber deshalb glaubt, daß die heutige Kunst gar keinen Zusammenhang habe mit dem Leben des Tages, der ist doch gewaltig im Irrtum. Unsere Kunst geht — und es kann dies ja auch nicht anders sein — im tiefsten zusammen mit dem Rhythmus der Zeit. Als die erste nervöse Fahrigkeit des neuen Lebensgetriebes in Kraßheit sich zeigte, da kam über die Kunst der Impressionismus, der zwar schon früher — man denke an Frans Hals — bei einzelnen Künstlern Temperamentsache war, der aber als Stil niemals vordem zur Herrschaft gekommen war. Der brutale Impressionismus, der alles Sichtbare für gleich wertvoll hielt und in der Literatur zum Naturalismus führte, wurde abgelöst von einem Impressionismus, der zwar auch immer noch den Eindruck und nicht das hinter dem Eindruck Liegende abschildern wollte, der aber doch die subjektive Wahl wieder zur Geltung brachte, indem er unter allen möglichen Eindrücken denjenigen nahm, der von dem Gegenstand am meisten aussagte. Hiermit war der erste Schritt zur Überwindung des Massenhaften durch das Persönliche getan, und es ist sehr charakteristisch, daß in genau der gleichen Zeit in Politik und Wirtschaft aus dem platten Demokratismus sich wieder eine Rücksichtnahme auf den Einzelnen entwickelte. Diese Bewegung, die der demokratischen eine neue aristokratische Weltanschauung gegenüberzustellen sucht, ist noch mitten im Werden. Und sie macht in ihrem Verlaufe immer mehr die Sehnsucht auch der Kunst nach großen Formen offenbar.

Hiermit geht teilweise zusammen eine andere mächtige Bewegung, die wohl schon größere Ergebnisse erreicht hat als die eben geschilderte. Man hat den Rationalismus und Intellektualismus der naturalistischen Epoche satt und verlangt nach einer neuen Betonung des Gefühlsmäßigen. Der Naturalismus gab die Vorgänge, wie sie sich vor dem nüchternen Betrachter abrollen, und dieser Betrachter sieht an dem agierenden Menschen immer zunächst das Äußerlichste, nämlich das Verstandesmäßige. Diese Kunst mußte auch schon deshalb durch und durch rationalistisch sein, weil sie sich mehr denn jede andere bis dahin entstandene als neue Kunst fühlte,

die auf die früheren Epochen keine Rücksicht zu nehmen brauche. So wurden die traditionellen Werte, die immer gefühlsmäßiger Natur sind, so viel als möglich unterdrückt, und man verkündete das Recht der Zeit, ganz von frischem anzufangen. Dies ist ja auch der Standpunkt des Liberalismus, und so ist es denn kein Wunder, daß gerade in der Periode, in der sich der Liberalismus völlig durchgesetzt hatte, auch der Naturalismus hochkam. In Parenthese sei bemerkt, daß Revolutionszeiten in dieser allgemeinen Übersicht nicht berücksichtigt werden; das dekretierende Revolutionsregiment ist immer rationalistisch, war es natürlich am meisten in der französischen Revolution, und in diesen Epochen ist dann auch die Kunst fanatisch umstürzlerisch, ohne daß sich aber hieraus ein Stil ergibt, weil mit dem Abebben der politischen Krise auch die Kunstkrise vergeht. Aus Krisenzeiten darf man nichts Allgemeines schließen.

Der aufkommende Sozialismus, der den Liberalismus ablöste, brachte zwar zunächst noch ein Anwachsen der naturalistischen Tendenz, wobei Schilderung des Lebens mit Schilderung des Armenleutelebens gleichgesetzt wurde, bog dann aber von der verstandesmäßigen Richtung zu einem Voluntarismus ab, der nicht zum wenigsten dazu beitrug, die neue Periode der Gefühlsmäßigkeit einzuläuten. Es wird der Gegensatz zwischen den beiden Flügeln des Sozialismus, dem revisionistischen und dem radikalen, fast niemals tief genug genommen. Im letzten haben diese beiden Flügel garnichts miteinander zu tun. Der Revisionismus ist intellektualistisch, er will, genau wie der Liberalismus, Verbesserungen herbeiführen, nur übertrumpft er ihn noch im Intellektualismus, weil seine Sucht nach Verbesserungen radikaler ist. Der eigentliche Sozialismus aber fühlt sich als Exponent eines schicksalsmäßigen Geschehens. Er will garnichts, sondern er muß. Und sein Wille nimmt daher — da es nichts Lebendiges gibt, das sich gänzlich schieben ließe — jene Dunkelheit und Gefühlsmäßigkeit an, jenes aus tiefsten Quellen Hervorbrechende, das wir recht unbeholfen als Voluntarismus bezeichnen. So hat der Sozialismus — und das wird immer übersehen — das Vernünftlertum zu Boden geworfen und einer Gefühlsmäßigkeit Bahn gebrochen, die mit einem traditionstreuen Konservatismus eine ganze Strecke zusammengeht. So begegnen sich die Extreme.

Diese überall hervorbrechende Rückkehr zum Gefühlsmäßigen, die sich in einem überraschenden Anwachsen der religiösen Bestrebungen zeigt, äußert sich in der Kunst vor allem in der Erlösung vom Wort. Der Wegebahner war hier zweifellos Fritz Mauthner. In diesem einen Manne wird der Zusammenbruch des Intellektualismus besonders deutlich. Ursprünglich hatte er diesen satirisch-höhnisch-billig-skeptischen Ton, den wir von Heine nur zu gut kennen. Er war waschecht liberal. Indem aber sein Skeptizismus über die üblichen Grenzen ging, zweifelte er an der Intellektualität überhaupt und kam geraden Weges zum Zweifel am Wort, denn Sprechen ist Denken. Er entspannte dadurch gleichsam den aufs höchste angespannten Verstand des Zeitalters, oder, richtiger gesagt: das Zeitalter, das mit der Intellektualität nicht mehr weiter konnte, entspannte sich in seiner Lehre.

Und nun kam die Zeit des Rhythmus, der statt der bloßen Intellektualität den ganzen Körper löste und damit die Möglichkeit neuer Lebensformung uns schenkte. Jaques-Dalcroze kam mit seiner genialen Methode, eine Renaissance der Pantomime entstand, die Wiesenthals kamen, Reinhardt gliederte im Theater und im Zirkus die Massen zu rhythmischer Betätigung, und — was vielleicht das Wesentlichste ist — der Kinematograph zeigte Menschen

und Natur im Spiel der Bewegung. Damit knüpfen wir wieder an die uralte Gewalt des Rhythmus über die menschliche Tätigkeit an, die — und darauf beruft sich ja auch Dalcroze—Karl Bücher in seiner Schrift „Arbeit und Rhythmus" erwiesen hat.

Hat dieser kurze Überblick über die Art der heutigen Kunst uns gezeigt, wie eng sie vom Tage abhängt und den Tag befruchtet, so erhebt sich nur um so schwerer die frühere Frage, weshalb denn der tätige Mensch so ganz kunstverlassen sei. Man kann natürlich mit allerhand äußerlichen Antworten kommen — er habe keine Zeit, er sei vom Tage ermüdet und wolle des Abends seine Erholung, und ähnliches. Aber selbst das zugegeben, so bleibt doch immer noch die Kernfrage, warum denn die Kunst nicht als Erholung gilt, als edelste und höchste Erholung, die sie doch in der griechischen Antike war oder in der Renaissance oder im 18. Jahrhundert. Gewiß sind inzwischen die Zeitungen entstanden und haben mit ihrer Flut von unnützem Lesestoff sehr viel Zeit fortgeschwemmt, die sonst vielleicht für die Kunst verfügbar gewesen wäre. Andererseits aber geben doch auch, wie schon vorher bemerkt, die Zeitungen für die Propagierung der Kunst einen Resonnanzboden ab.

Die Lösung liegt in der Stellung, welche der K ü n s t l e r in unserer Zeit einnimmt, ich meine weniger seine soziale Position, obwohl auch die in Frage kommt, als sein Verhältnis zu den Aufgaben des Tages. Die Kunst selbst ist ja mit der Gegenwart verwachsen, aber doch mehr durch das ungestüme Fluidum unserer Zeit, dem sich eben nur eine Kunst entziehen könnte, die aus Prinzip weltabgewandt wäre. Der Künstler selbst aber ist weit davon entfernt, ein Beherrscher der Gegenwart zu sein. Und er könnte dies sein, könnte dies mehr sein als jeder andere Mensch, weil Kunst Gestaltung des Lebens bedeutet, und der Künstler somit ist der eigentliche Gestalter der Welt. Jeder Künstler von Gottes Gnaden erschafft die Welt, wie sein großer Meister. Unsere Künstler aber sind Leute, die sich hinter dem Leben halten, sei es, daß sie im Kaffeehaus oder in der muffigen Stube oder irgendwo zwischen fernen Bergen ihre Tage verbringen. Und doch muß der Künstler sich mitten in das Leben hineinstellen, damit das Leben ihn segnet.

Mannigfache Mißverständnisse liegen hier nahe. Einmal sei natürlich nichts dawider gesagt, daß der Künstler das Land und die Einsamkeit aufsucht, aber er vergesse doch nicht, daß die Großstadt und der Maschinenraum auch Stücke sind unserer heutigen Natur. Es ist eine Anschauung von vorvorgestern, daß das Vergißmeinnicht poetisch ist und die Dynamomaschine nicht. Ich rede aber auch nicht etwa für einen bürgerlichen Beruf der Künstler. Die Streitereien, ob der Künstler einen bürgerlichen Beruf haben soll oder nicht, sind heute glücklicherweise abgetan. Es gibt Künstler, die sich in ihrer bürgerlichen Arbeit von der künstlerischen erholen, und umgekehrt solche, die von bürgerlicher Arbeit toll werden. Das alles muß dem Einzelnen überlassen bleiben. Vor kurzem ist zwar noch behauptet worden, daß Goethe als Fürst von Frankfurt viel richtiger am Platze gewesen wäre als in seinem kleinen Arbeitszimmer in Weimar. Aber das sind Kindereien. Ich meine auch nicht, daß der Künstler ein pomphaftes Auftreten haben, sich ein Auto leisten und in jeder Gesellschaft Löwe sein müsse. Das mag von romanischen Völkern gern gesehen werden, und d'Annunzio kommt ja in dieser Beziehung allen Anforderungen nach, aber wir im Norden danken für dies Theater. Ein gewisses Maß an sozialer Position freilich möchten wir doch für den Künstler wünschen, und der Stoßseufzer Dürers, wie schlecht

es der Künstler in Deutschland habe im Vergleich zu Italien, berührt uns noch heute.

Nachdem man nun aber weiß, was ich nicht mit meinem Diktum meine, der Künstler solle Beherrscher des Tages sein, will ich positiv werden. Es ist eine alte Rede, daß diejenigen, welche das Leben schildern, am wenigsten wirklich erleben, und manch ein Künstler hat aus dieser Schwächlichkeit — wie das so geht — auch eine Philosophie gemacht, welche da lautet: Ein Künstler dürfe garnicht allzu sehr im Leben stehen, weil man nur eines könne: entweder gestalten oder erleben. Wie töricht! Als ob ein tiefes Gestalten ohne tiefes Erleben vorhanden sein könne. Das sind immer die kleinen Künstler gewesen, deren Werke größer waren als sie selbst, die gleichsam aufgezehrt wurden von ihren Werken, während für die Großen die Werke auch nur Erlebnisse waren, gleich anderen Erlebnissen ihrer reichen Tage. So stark die einzelnen Werke auch waren, stärker noch war das Leben dieser Künstler. Und so könnte man eher das von ihnen Gemachte streichen als ihre Persönlichkeit und ihren Wandel auf dieser traurigen und doch vom wirklichen Künstler so geliebten Erde. Hermann Bahr hat diese beiden Arten der Künstler im „Dialog vom Marsyas", seinem weitaus bedeutendsten Werk, beschrieben.

Waren nun aber in früheren Zeiten beide Arten von Künstlern noch wenigstens möglich, weil man beschaulicher lebte und so die mächtige Tätigkeit, das Wirkende vom Künstler nicht unter allen Umständen forderte, ja es sogar oft für störend hielt und für Genialitätshascherei, so verlangt unsere Zeit oder vielmehr der tätige Mensch in unserer Zeit allein den großen Künstlertypus. Dieser Künstler braucht nicht Realitäten zu schildern, seine Kunst kann phantastisch sein und weit weg vom Treiben des Alltags, aber er muß den großen Zug haben, er muß verschwistert sein mit den glühenden Kräften der Zeit. Statt aller weiteren Ausführungen nehme ich ein Beispiel: den großen Erfolg, den der Däne Johannes V. Jensen in wenigen Jahren erlangt hat. Hier ist endlich einmal ein Künstler, bei dem man merkt, daß er sich den Wind um die Nase hat wehen lassen und nicht im schützenden Hafen geblieben ist, daß er das Leben an sich gerissen und nicht wie ein ängstlicher Räuber es gierig und dabei doch entsagend beschlichen hat. So ist Jensen bezeichnenderweise der Dichter der Männer geworden, obwohl er doch gar keine handgreiflichen Sachen geschrieben hat. Sein Mythos vom ersten Menschen *) ist in all der zeitlichen Entferntheit uns doch ganz nahe, weil aus ihm stählerne Lieder der Arbeit tönen und der Tätigkeit und der festen Ergreifung alles Lebendigen. Hier ist endlich einmal ein Dichter, der — beflügelt von dem Amerikaner Walt Whitmann — dem tätigen Menschen von heute gerecht wird, und man sieht sofort, daß dieser Dichter nicht verkommt, sondern wie ein Erlöser gefeiert wird. Früher, da der tätige Mensch von heute in seiner Rastlosigkeit überhaupt noch nicht vorhanden war, konnte man es dem Künstler erlassen, seiner wahren Mission, der absoluten Lebensgestaltung, nachzukommen. Heute verlangt der tätige Mensch, der im Leben steht — ihm selbst unbewußt, aber doch überaus heftig — nach einem Künstler, der seine Sehnsucht nach höchster Tätigkeit erfüllt. Weil der tätige Mensch selbst Schöpfer im Kleinen ist, verlangt er nach dem Schöpfer im Großen. Denn nur eben der Künstler vermag diese höchste Tätigkeit, weil jeder andere Mensch nur Teile des Lebens in seiner Hand hält, er aber das Ganze.

*) Der Gletscher, Berlin S. Fischer. D. Red.

Es geht dem Künstler in der Schätzung ähnlich, wie es dem Richter und dem Journalisten geht. Auch bei dem Richter, der über Leben und Tod und über Mein und Dein entscheidet und dem somit eine Rolle im Leben zufällt, die beinahe so gestaltender Art ist wie die des Künstlers, wird die Lebensnähe sehr vermißt. Man sieht einen kleinen, krittlichen Beamten, und nicht die gebietende Persönlichkeit, die für die Aufgabe zu fordern ist. Deshalb das Mißtrauen in die Jurisprudenz, und deshalb die Rufe nach lebendiger Rechtsprechung. Auch die geringe Schätzung, ja der Haß gegen den Journalisten entspringt der gleichen Quelle. Man sieht da die Zeitung, die sich wichtig tut und apodiktische Urteile verkündet, man kennt die Macht der Zeitung über die öffentliche Meinung, über Glück und Unglück der Bürger, und man beobachtet dann das Männchen, das das alles schreibt, ein häufig recht schmieriges Persönchen, dem man seine Hand nicht geben möchte. Auch hier harmonieren so überaus oft die Prätensionen des Berufs ganz und garnicht mit dem Träger des Berufes.

So liegt die Schuld, daß den tätigen Menschen, den führenden Menschen in Industrie und Handel, im Beamtentum und in der Wissenschaft die heutige Kunst so kalt läßt, nicht an dem tätigen Menschen und nicht an der Kunst als Sache, sondern am Künstler als Person. Es ist bisher ein böser Zirkel gewesen, aus dem wir herauskommen müssen: Der Künstler war kein Herrscher des Lebens, und seine Werke wurden deshalb von den Männern gemieden und nur von Frauen gesucht. Und weil der Künstler auf sein Frauenpublikum rechnen mußte, deshalb bog er seine Kunst immer mehr nach dem Femininen. Das Feminine in der Kunst aber heißt Resignation, was den stärksten Gegensatz zu Tätigkeit bedeutet. Mit Ausnahme der Schauspielerin, die in der Kunst ihr Leben fortsetzt, bricht jede andere Frau, die künstlerisch produziert, ihr Leben ab; sie hat auf ihr wahres Wirken als Frau verzichtet, oder besser: verzichten müssen, und sucht Ersatz in der Kunst. Weil nun aber in jeder Frau ein Stück Resignation steckt, hervorgegangen aus der Tragik des Weibes, dem die Liebe alles, während sie dem Manne nur ein Teil ist, deshalb sucht auch die nichtproduktive Frau in der Kunst die Resignation. So wird das Feminine in der Kunst gleichbedeutend mit dem Resignierenden, und die Künstler, die der Frau gefallen wollen, tappen auf dieser Fährte.

Ich will nicht etwa die Männer schlechthin von Schuld an diesem Verfall entlasten; der — wie es heißt — „reifere Mann" ist in weiten Schichten ein bornierter Geselle, dem jede Frau, die wenigstens ihre Elementargefühle hat, unendlich über ist; aber ich spreche ja auch nicht von diesen weiten Schichten, sondern mein tätiger Mensch hat geistige Ziele und wartet nur auf das Wunderwort, das die Kunst ihm entgegenrufen soll. An alle die denke ich, die den Künstler nicht als einen überflüssigen Popanz betrachten, sondern die sich noch ein Idealbild vom Künstler gerettet haben und nun immer wieder sehen, daß kaum einer der Vielen, die sich Künstler nennen, ihren Erwartungen Genüge tut. Diese Männer sind garnicht so unnaiv; wie ein kleiner Backfisch tragen sie oft in der Seele den Wunsch nach dem Erlöser. Aber es muß ein Erlöser sein, der im Sturm der Gegenwart dahinfährt und dessen Werke leuchten von den Wundern der Zeit.

GRETE MEISEL-HESS, BERLIN-STEGLITZ: DIE KULTURELLE WIRKUNG DES ROMANS.

SCHON diese Problemstellung an und für sich dürfte Gegnerschaft finden. Denn der Ausdruck Wirkung, nun erst „kulturelle Wirkung" legt den „Verdacht" einer Zweckhaftigkeit nahe, die in der Kunst verpönt ist. Das Kunstwerk soll aus der Welt der Erscheinungen herauszaubern, was *ist* und was dennoch profanen Augen verborgen bleibt. Aber eine kulturelle Mission gesteht man ihm nicht gern zu.

Natürlich ist dieser Einwand flach. Denn die starke Gestaltung wirkt immer, mit oder ohne Absicht. Ja, ich behaupte, daß selbst die Absicht keine Minderung der künstlerischen Kraft bedeuten muß. Die Tatsache, daß irgendein kultureller Anreiz bei der Gestaltung mitgespielt hat, braucht die Qualität der Gestaltung nicht im mindesten herabzusetzen. Wie kaum einem anderen Kunstwerk ist dem Roman kulturelle Wirkung beschieden. Das Gedicht sammelt eine einzige Stimmung und gießt für einen kurzen Augenblick einen allerdings konzentrierten Lichtstrahl des menschlichen Gefühles in andere Seelen. Beim Drama offenbart sich in zweckhafter Zuspitzung ja gerade seine höchste Kunst. Zwischen dem Schaustück und dem Beschauer gibt es aber der Mittler allzuviele. Nur der Roman, das breite Prosaepos, läd den Leser in voller Einsamkeit vor ein mächtiges Forum. Ununterbrochen wird da vor Millionen Seelen die eindringlichste Propaganda gemacht, Jeder Romanschreiber, selbst der schlechte, bringt ja etwas mit. In breiten Bildern malt er ein Stück Welt, wie er es gesehen hat. Es gibt keine Schicht, die überhaupt liest, die dieser eindringlichen Suggestion nicht zugänglich wäre. Durch die Gestalten des Romans erfährt der Leser die Zusammenhänge zwischen Sein und Schicksal. Dem gröberen Leser genügt die gröbste Andeutung; ja, wenn die Akteure, wie in Shakespeares Drama, nur eine Tafel vor sich hertrügen, auf der geschrieben stände, was sie sein wollen — auch dann würde ein gewisser ursächlich folgernder Eindruck erzielt. Die Kunst aber besteht darin, die Vielfältigkeit der flüchtigen Erscheinung gerade mit den charakteristischsten Zügen festzuhalten, und das vorgeführte Spiel trotz aller Besonderheit (die *da* sein muß) dennoch mit dem höchst möglichen Grad von Wahrscheinlichkeit zu vereinigen. In keiner anderen Dichtung kann gleichzeitig inneres und äußeres Leben so stark entwickelt werden, wie im Roman. In dieser breiten Rahmenspannung liegt natürlich auch die Gefahr, daß diese Gattung mehr als jede andere auch den Stümper anlockt. Nirgends aber kann auch das echte Edelmetall so reinlich ausgemünzt werden, wie in dieser Kunstform.

Da ist vor allem der historische Roman: Er wird im allgemeinen nur auf die Unselbständigen kulturelle Wirkung üben, sie zu tendenziösem Nachstreben oder zu innerlichem Widerstand veranlassen. Bei dem freien Leser wird der geschichtliche Roman lediglich zur Anschauung sprechen. Anders ist es mit dem modernen Gegenwartsroman. Hier sind Wirkungen, denen sich niemand entziehen kann. Hier sind, gewollt oder ungewollt, Deutungen unseres eigenen Lebens, so vielfältig auch die gesellschaftlichen Schichten sein mögen, in denen sich der Roman bewegt. Ich möchte den modernen Roman in drei Gruppen teilen: den Personenroman, — das ist der, der die „Geschichte" einiger weniger Gestalten ausspinnt; dann den Roman einer kleinen Gruppe, die meistens einer Familie oder einem bestimmten sozialen

Wirkungskreis angehört, aber immer in einer begrenzten Anzahl von Gestalten vertreten ist. Endlich den Roman, der mir diese Bezeichnung am allerehesten zu verdienen scheint (während die beiden vorgenannten Gruppen eher als räumlich erweiterte Novellen gelten können): ich meine den Schichtenroman. Eine große gesellschaftliche Gruppe wird in einem Zug von Gestalten, die trotz ihrer sozialen Verwandtschaft wesentlich voneinander verschieden sein müssen, verlebendigt. Neben den bis ins kleinste ausgearbeiteten Hauptträgern der Handlung webt und wirkt etwas Unnennbares, Unfaßbares; in vielen Episoden, vielen Silhouetten, neben vollbelichteten Gesichtern, tauchen einzelne Profile auf, neben deutlichen Gesten halbverschleierte Bewegungen einer halb anonymen Masse. Diesem Roman ist ein elementarer Zug eigen — etwas, das über das Einzelschicksal hinauswirkt, greift in die Handlung ein. Die Szenerie ist ungeheuer erweitert und bildet doch eine strenge Grenze für das Dämonium der Einzelpersonen, eine Grenze, wie sie die Novelle zum Beispiel nicht kennt. Ein großer Repräsentant dieses Schichtenromans war Zola. „Das tägliche Brot" von Clara Viebig, „Die Buddenbrooks" von Thomas Mann, der Gestaltenwirbel in dem Prostitutionsroman „Der heilige Skarabäus" von Else Jerusalem, gehören hierher, und vielleicht, was als naheliegend nicht unterdrückt werden soll, auch neben anderen Werken „Die Intellektuellen" von der Verfasserin dieser Zeilen. Diese Gattung des Schichtenromans, in dem viele Gestalten durch ein einziges über sie hinausragendes soziales Schicksal zu einem fast prädestinierten Erleben gruppiert sind, übt natürlich die weiteste kulturelle Wirkung. Den nachhaltigsten Eindruck werden aber auch in diesen Romanen jene Szenen ausüben, die nicht ein Neues und Besonderes, sondern im Gegenteil das Urwesenhafte der menschlichen Existenz, allerdings mit frischen, starken Farben, vor die Seelen stellen. Hier ist auch das untrüglichste Merkmal, das den Stümper, auch den, der die Maske des Künstlers im Tageserfolg errafft hat, unweigerlich kompromittiert, und den Berufenen, den Eigenseher, als solchen erkennen läßt. Fast kann man behaupten, daß die Gestaltung primitivster Gattungsschicksale in keinem Meisterroman fehlt. Diese Schicksale sind: Geburt, jugendliches Drängen, Liebe, Vermählung, Zwist, Krankheit, Tod. Und der Michelangelo unter den Dichtern, der diese ewigsten aller Geschehnisse so bezwingend gestaltet hat, als hätte er sie frisch aus dem Garten des Paradieses geholt, heißt Tolstoi. Kittys Wehen in Anna Karenina sind dem erschlossenen Leser ebenso unvergeßlich wie das Sterben von Ljewins Bruder oder des Fürsten Andrej in Krieg und Frieden. Der süße Wahnsinn der Liebe und ihr Ausklang in familiären Frieden, die Konflikte der Suchenden und der schleichende Tritt des Verderbens — dieses Urewige und Uralte — neu und jung gräbt es sich in die Herzen, und zeigt dem Menschen sein Unentrinnbares.

Selbstverständlich wird die Kunst, auch die Romankunst, wie jede andere Waffe der Kultur, auch vorsätzlich mißbraucht; und kaum ein stärkeres Instrument ist zu diesem Zweck zu denken als dieses. Ein französisches Sprichwort sagt: A beau mentir, qui vient de loin. Der dumpfen Masse, zu der auch das im Tageskampf betäubte Bürgertum zu rechnen ist, ist aber nahezu alles, was die Zusammenhänge menschlicher Schicksale zu enthüllen vermag, ein weites, fremdes Land, über das sie sich gutmütig und dummgläubig allerhand vorerzählen läßt. Und will man sie brav im Gleise erhalten, so pflegt man die Darstellung der entsprechenden Suggestion, die den Eindruck vermittelt, daß das Bestehende auch das Sittliche und Rich-

GRETE MEISEL-HESS, BERLIN-STEGLITZ: DIE KULTURELLE WIRKUNG DES ROMANS.

SCHON diese Problemstellung an und für sich dürfte Gegnerschaft finden. Denn der Ausdruck Wirkung, nun erst „kulturelle Wirkung" legt den „Verdacht" einer Zweckhaftigkeit nahe, die in der Kunst verpönt ist. Das Kunstwerk soll aus der Welt der Erscheinungen herauszaubern, was *ist* und was dennoch profanen Augen verborgen bleibt. Aber eine kulturelle Mission gesteht man ihm nicht gern zu.

Natürlich ist dieser Einwand flach. Denn die starke Gestaltung wirkt immer, mit oder ohne Absicht. Ja, ich behaupte, daß selbst die Absicht keine Minderung der künstlerischen Kraft bedeuten muß. Die Tatsache, daß irgendein kultureller Anreiz bei der Gestaltung mitgespielt hat, braucht die Qualität der Gestaltung nicht im mindesten herabzusetzen. Wie kaum einem anderen Kunstwerk ist dem Roman kulturelle Wirkung beschieden. Das Gedicht sammelt eine einzige Stimmung und gießt für einen kurzen Augenblick einen allerdings konzentrierten Lichtstrahl des menschlichen Gefühles in andere Seelen. Beim Drama offenbart sich in zweckhafter Zuspitzung ja gerade seine höchste Kunst. Zwischen dem Schaustück und dem Beschauer gibt es aber der Mittler allzuviele. Nur der Roman, das breite Prosaepos, läd den Leser in voller Einsamkeit vor ein mächtiges Forum. Ununterbrochen wird da vor Millionen Seelen die eindringlichste Propaganda gemacht, Jeder Romanschreiber, selbst der schlechte, bringt ja etwas mit. In breiten Bildern malt er ein Stück Welt, wie er es gesehen hat. Es gibt keine Schicht, die überhaupt liest, die dieser eindringlichen Suggestion nicht zugänglich wäre. Durch die Gestalten des Romans erfährt der Leser die Zusammenhänge zwischen Sein und Schicksal. Dem gröberen Leser genügt die gröbste Andeutung; ja, wenn die Akteure, wie in Shakespeares Drama, nur eine Tafel vor sich hertrügen, auf der geschrieben stände, was sie sein wollen — auch dann würde ein gewisser ursächlich folgernder Eindruck erzielt. Die Kunst aber besteht darin, die Vielfältigkeit der flüchtigen Erscheinung gerade mit den charakteristischsten Zügen festzuhalten, und das vorgeführte Spiel trotz aller Besonderheit (die *da* sein muß) dennoch mit dem höchst möglichen Grad von Wahrscheinlichkeit zu vereinigen. In keiner anderen Dichtung kann gleichzeitig inneres und äußeres Leben so stark entwickelt werden, wie im Roman. In dieser breiten Rahmenspannung liegt natürlich auch die Gefahr, daß diese Gattung mehr als jede andere auch den Stümper anlockt. Nirgends aber kann auch das echte Edelmetall so reinlich ausgemünzt werden, wie in dieser Kunstform.

Da ist vor allem der historische Roman: Er wird im allgemeinen nur auf die Unselbständigen kulturelle Wirkung üben, sie zu tendenziösem Nachstreben oder zu innerlichem Widerstand veranlassen. Bei dem freien Leser wird der geschichtliche Roman lediglich zur Anschauung sprechen. Anders ist es mit dem modernen Gegenwartsroman. Hier sind Wirkungen, denen sich niemand entziehen kann. Hier sind, gewollt oder ungewollt, Deutungen unseres eigenen Lebens, so vielfältig auch die gesellschaftlichen Schichten sein mögen, in denen sich der Roman bewegt. Ich möchte den modernen Roman in drei Gruppen teilen: den Personenroman, — das ist der, der die „Geschichte" einiger weniger Gestalten ausspinnt; dann den Roman einer kleinen Gruppe, die meistens einer Familie oder einem bestimmten sozialen

Wirkungskreis angehört, aber immer in einer begrenzten Anzahl von Gestalten vertreten ist. Endlich den Roman, der mir diese Bezeichnung am allerehesten zu verdienen scheint (während die beiden vorgenannten Gruppen eher als räumlich erweiterte Novellen gelten können): ich meine den Schichtenroman. Eine große gesellschaftliche Gruppe wird in einem Zug von Gestalten, die trotz ihrer sozialen Verwandtschaft wesentlich voneinander verschieden sein müssen, verlebendigt. Neben den bis ins kleinste ausgearbeiteten Hauptträgern der Handlung webt und wirkt etwas Unnennbares, Unfaßbares; in vielen Episoden, vielen Silhouetten, neben vollbelichteten Gesichtern, tauchen einzelne Profile auf, neben deutlichen Gesten halbverschleierte Bewegungen einer halb anonymen Masse. Diesem Roman ist ein elementarer Zug eigen — etwas, das über das Einzelschicksal hinauswirkt, greift in die Handlung ein. Die Szenerie ist ungeheuer erweitert und bildet doch eine strenge Grenze für das Dämonium der Einzelpersonen, eine Grenze, wie sie die Novelle zum Beispiel nicht kennt. Ein großer Repräsentant dieses Schichtenromans war Zola. „Das tägliche Brot" von Clara Viebig, „Die Buddenbrooks" von Thomas Mann, der Gestaltenwirbel in dem Prostitutionsroman „Der heilige Skarabäus" von Else Jerusalem, gehören hierher, und vielleicht, was als naheliegend nicht unterdrückt werden soll, auch neben anderen Werken „Die Intellektuellen" von der Verfasserin dieser Zeilen. Diese Gattung des Schichtenromans, in dem viele Gestalten durch ein einziges über sie hinausragendes soziales Schicksal zu einem fast prädestinierten Erleben gruppiert sind, übt natürlich die weiteste kulturelle Wirkung. Den nachhaltigsten Eindruck werden aber auch in diesen Romanen jene Szenen ausüben, die nicht ein Neues und Besonderes, sondern im Gegenteil das Urwesenhafte der menschlichen Existenz, allerdings mit frischen, starken Farben, vor die Seelen stellen. Hier ist auch das untrüglichste Merkmal, das den Stümper, auch den, der die Maske des Künstlers im Tageserfolg errafft hat, unweigerlich kompromittiert, und den Berufenen, den Eigenseher, als solchen erkennen läßt. Fast kann man behaupten, daß die Gestaltung primitivster Gattungsschicksale in keinem Meisterroman fehlt. Diese Schicksale sind: Geburt, jugendliches Drängen, Liebe, Vermählung, Zwist, Krankheit, Tod. Und der Michelangelo unter den Dichtern, der diese ewigsten aller Geschehnisse so bezwingend gestaltet hat, als hätte er sie frisch aus dem Garten des Paradieses geholt, heißt Tolstoi. Kittys Wehen in Anna Karenina sind dem erschlossenen Leser ebenso unvergeßlich wie das Sterben von Ljewins Bruder oder des Fürsten Andrej in Krieg und Frieden. Der süße Wahnsinn der Liebe und ihr Ausklang in familiären Frieden, die Konflikte der Suchenden und der schleichende Tritt des Verderbens — dieses Urewige und Uralte — neu und jung gräbt es sich in die Herzen, und zeigt dem Menschen sein Unentrinnbares.

Selbstverständlich wird die Kunst, auch die Romankunst, wie jede andere Waffe der Kultur, auch vorsätzlich mißbraucht; und kaum ein stärkeres Instrument ist zu diesem Zweck zu denken als dieses. Ein französisches Sprichwort sagt: A beau mentir, qui vient de loin. Der dumpfen Masse, zu der auch das im Tageskampf betäubte Bürgertum zu rechnen ist, ist aber nahezu alles, was die Zusammenhänge menschlicher Schicksale zu enthüllen vermag, ein weites, fremdes Land, über das sie sich gutmütig und dummgläubig allerhand vorerzählen läßt. Und will man sie brav im Gleise erhalten, so pflegt man die Darstellung der entsprechenden Suggestion, die den Eindruck vermittelt, daß das Bestehende auch das Sittliche und Rich-

tige und daß in den Traditionen der augenblicklichen moralischen Mode das ewige Gut und Böse beschlossen sei. Hier haben wir den Schlüssel zu der kaum übersehbaren Wirkung des — Familienblattromans. Selten auch können wir uns eine im Grunde verneinende Macht in so prachtvoller Sinnfälligkeit in die Maske der Bejahung, des Positivismus, gekleidet denken, wie das hier der Fall ist. Der Zweck: eine Passivität, in gewissem Sinne eine Zurückhaltung und eine Gegenfront gegen die Entwicklung zu erzeugen, — wird durch die bloße suggestive Ausmalerei gewisser Zustände als sittlich ernst zu nehmende Tatsachen im Familienblattroman aufs glänzendste erzeugt. Seine knappe Formel lautet so: Alles ist in bester Ordnung, und zugrunde geht der, der gegen die Norm sündigt. Und die Sprache, ohne künstlerische Qualität, rattert dazu, lustig und leer. Die „Figuren" haben, trotz ihrer scheinbaren Aktivität im Rahmen einer seichten „Handlung", kein Gesicht, keine eigene Note. Wie weggeblasen sind sie aus der Erinnerung sobald man das Blatt aus der Hand legt. Der Autor aber steckt für solch eine Mache Zehntausende ein und ist stolz auf seine Popularität und sein „Künstlertum" . . . Auf die selbständigen Geister übt natürlich jede Sorte von Roman nur geringe kulturelle Beeinflussung. Da diese Gruppe als Publikum betrachtet, aber verschwindend klein ist, verdient sie kaum Erwähnung. Diese Gruppe steht tatsächlich auf dem l'art pour l'art-Standpunkt, wenn auch nicht immer im ästhetisch-snobistischen Sinn; denn l'art bedeutet hier nicht nur reine Ästhetik der Sinne, sondern auch eine gewisse Erfrischung und Erfüllung der Seele, die durch künstlerische Mittel sehr wohl erweckt werden kann. Die Wirkung wird hier durchaus von der Komposition des Romans abhängen. — Wie der sensationelle und Räuberroman, die phantastische Ausmalung eines abenteuerlichen Lebens, auf die Jugend ebenso befruchtend als verheerend zu wirken vermag, ist allbekannt. Eine sehr glückliche Wirkung kann der Romandichter da erzielen, wo er das Wesen einer Landschaft mit einer unterhaltenden Geschichte zu verbinden weiß, ohne seine Freiheit zu mißbrauchen. So hat Emil Rasmussen in seinem letzten Buch „Sultana" die Wunderwelt des Orients in einer, bis auf kleine Entgleisungen der Phantasie, sehr glücklich komponierten Handlung weitesten Kreisen zugänglich gemacht, während er in seinen früheren Romanen das Interesse, das er durch eine fesselnde Schilderung eines bestimmten Weltstriches hervorrief, zu pornographischen Scherzen mißbrauchte. Der Meisterroman wird immer Wirkung üben. Es ist der, in dem allerinnerlichste Vorgänge in eine unverkennbare äußere Fabel transponiert wurden. Da gibt es ein Opus von Selma Lagerlöf, das allerdings kein Roman ist, aber vielleicht die romanhafteste Novelle der Weltliteratur, die diesen seltensten Meistergrad in reiner Vollendung erreicht. Es ist die Geschichte „Das Mädchen vom Moorhof" *), die in einem Band, mit anderen Stücken zusammen, enthalten ist. Das konkret kaum faßbare stoffliche Moment ist dieses: die Reinheit einer Seele, die durch ihr unbeirrbares Sein und Wirken ihre Umwelt läutern m u ß. Und wie ist das alles Geschichte, Handlung, Fabel, mit einem Wort: Tatsache geworden.

Um die Wirkung des Romans zu analysieren, braucht man sich aus dem Rahmen der naturwissenschaftlichen Weltanschauung nicht herauszubegeben. Umwandlung der Energie — das ist auch hier das treibende Gesetz. Der Dichter ist einer der höchst organisierten Leiter der Weltenergie.

*) In dem Band „Ein Stück Lebensgeschichte", Verlag Alb. Langen.

Ein unbedeutender Strahl, eine für andere kaum merkliche Schwingung trifft seine Seele — in Gestalt einer Zeitungsnotiz oder einer Begegnung, eines wie immer gearteten Eindruckes, und schon verarbeitet das geheimnisvolle, maschinelle Werk dieses empfangene Quantum, löst es in seine Urbestandteile, mengt es nach den Gesetzen der chemischen Verwandtschaft und erzeugt ein Neues und Wirkendes, ohne sich seines Ichs anders denn als Medium zu bedienen. Beispiele können hier mehr sagen als eine Theorie. Man fragt einen Dichter so gern: „Haben Sie denn das alles erlebt und wo und wie? Dieser oder jener Gestalt müssen Sie doch sehr nachgespürt haben", u. dgl. mehr. In Wahrheit kann es sich so verhalten, daß man diese Gestalt genau eine Viertelminute in seinem Leben gesehen hat. Irgendwo im winterlichen Gebirge geht z. B. ein elegant ausgerüsteter Wintersportsman an mir vorbei. Sein Gesicht glüht und dampft und seine nichtssagenden Augen blicken vergnügt und sorglos vor sich her. Ich sehe ihn nie wieder; aber nach Jahren taucht er plötzlich vor der Phantasie auf — mit seiner ganzen Geschichte. Ich weiß dann, daß er ein Wiener Bürgerssohn ist, der eine stattliche Fabrik und eine schicke Frau hat, und der, wenn's schief geht, eines Tages nach Amerika abdampfen wird. Und gerade an einer bestimmten Stelle eines „Romans" muß diese Figur eintreten und — wirken. Der Ursprung der Gestalten — das ist auch eine von jenen Erscheinungen, die an die geheimnisvollsten Phasen des Hexenkessels der menschlichen Seele rühren. In diesem Sinne ist dem Künstler natürlich jede Gestalt und jedes Schicksal ein erlebtes. Sein Beruf aber ist ja nichts anderes als, um es mit Worten zu sagen, die ich schon einmal in einem früheren Buch von mir gebrauchte, dieses: „Der Dichter, unter allen Künstlern insbesondere, ist ganz ‚Herz'. Alles muß ihn ‚angehen'. Er lebt hunderttausendfach. Wie der Bäcker für andere bäckt, der Schuster schustert, der Zimmermann baut, der Maler sieht, der Musiker hört, so — lebt der Dichter für alle anderen. Er lebt ihnen etwas vor, erlebt es bis an die Grenze der Erlebnismöglichkeit und läßt so die andern das Leben durch und durch leben, wie sie es allein nie könnten."

KARL WITH: DAS DEUTSCHE MUSEUM FÜR KUNST IN HANDEL UND GEWERBE.

VOR noch absehbar und guter Zeit stand der Ausländer mit breitem Mund und leidigem Lächeln vor der Produktion deutschen Gewerbes und lächelte, sagte made in Germany und steckte die Hände in unergründliche Hosentaschen. Es war 1893 in Chikago als die Worte „Deutsch, billig und schlecht" einen Dreiklang bildeten, der zur Belustigung des Publikums intoniert und mannigfach variiert wurde. Die einzelnen Motive sollen eine rasende Variationsmöglichkeit erreicht haben — auf einer Messe soll ein Wachsfigurenkabinett, von englischen Unternehmern gegründet, mit dem Inhalt „Deutsche Renaissance" erschienen sein.

Geschmacklos und übertrieben, protzenhaft und zwecklos, bombastisch und deklamierend, süßlich und illustrativ — aber urdeutsch — riefen die negerhaften Ausrufer dieser Bude.

Es war eine Freude um die deutsche Renaissance. Die Tradition war durch Zeiten, die von Taten und unruhvoll politischen Begeisterungen durchsetzt waren, verloren gegangen; das künstlerische Betätigungsverfahren hatte keine Möglichkeiten oder keine Bedürfnisse. Aber als man sich auf den Siegreichen hin stilisierte, wurde das Verlangen nach Ausdruckseinheit, nach Sichtbarmachung überragend und zugleich notwendig, denn man fühlte sich selbständig und interieur-süchtig. Aber wo wollte man Stilformen realisieren, wenn keine da waren und niemand war, der solche schaffte. Zumal war der Deutsche patriotisch aber geschmacklos und glaubte an die Berechtigung, Oberlehrertraditionen sich hingeben zu dürfen.

Nun wohl. — Der Stil drang ein und der Produzent verdiente reichlich, wie das sein gutes Recht ist. Was aber zugleich geschieht, ist die völlige Machtlosigkeit anderen Völkern gegenüber. Und die Abkehr und der Horror verständiger Leute. Welch wirtschaftliche Gefahr hierin liegt, ist klar. Deutschland als Reich mit wenig Kolonien und wenig Rohmaterialien ist angewiesen im Konkurrenzkampfe auf eine absolut gediegene Verarbeitung *). Andernfalls ist die Möglichkeit der Ausfuhr, des größeren und bedeutsameren Umsatzes und das Anwachsen der Staatswohlfahrt genommen; und die Produktion gerät in Stagnation. Und wenn noch die Wenigen, die gute Herstellung und echtes Material verstanden, die den Dingen eine suggestive Ausstrahlung zudachten, im Bezug ihrer Gegenstände auf das Ausland angewiesen waren, so blieb den eigenen Grenzen nur die ringende Mittelmäßigkeit und die wachsende Schwierigkeit sich selbständig zu entwickeln. Dabei hat der Produzent keine Veranlassung, eine Änderung in seiner Produktionsart eintreten zu lassen — die Musterzeichner waren billige Leute, die Vorlagen in Mengen besaßen, nach denen sich erträglich und bequem arbeiten ließ. Und das Publikum kaufte ja ausreichend. Abnehmer und Hersteller aber sind korrespondierende Summen. Die Qualität der Objekte ist immer abhängig vom Verlangen des Publikums, von dessen Geschmack oder dessen Dummheit; es sei denn, daß der Kaufmann sich als künstlerischer Vermittler mit Verantwortlichkeitsgefühl fühlt.

Wenn man nun bedenkt, wie stark und erhebend die Taten der freien Kunst und Literatur seinerzeit waren und wurden, — wie unberührt aber die Erscheinungswelt von diesem Punkte aus blieb, — so wird die Gefahr ersichtlich und die Trostlosigkeit, die in einer Isolierung und Zerrissenheit künstlerischer Mitteilungen liegt. Dies hat nichts mit einer Popularisierung der Kunst zu tun.

Jedenfalls war die in den letzten Jahrzehnten erfolgte Revolution aus solchen Erkenntnissen heraus von statten gegangen und in seinen Tendenzen der Ausfluß aus den Grundelementen impressionistischer Kunst, die sich im wesentlichen an eine reine und unproblematische Hingabe und Rückkehr zur Materie äußerte. Man begreift ohne weiteres, wie hieraus die Tradition zur Forderung der Materialechtheit sich entwickelte. Als Reaktion — und somit gleichfalls als traditionsbildend — ist das Aufwachen des linearen Erlebens zu erachten, als gegensätzlich zu alter Dinge unverstandenen Formen und flimmernden Lichtimpressionen.

Es muß eine Intensität und explosivartiger Kraftausdruck gewesen sein, der jedes heute aufkommende, lächelnd überhebende Bedenken in die Sphäre der unbedingten Achtung zurückweist. Ohne die Kenntnis Ibsenscher Ten-

*) Ich verweise für nähere Angaben auf Naumanns Wirtschaftspolitik.

denzen würden wir vor einer absoluten Ratlosigkeit stehen. So nahm die Durchlebung der Dinge mit künstlerischen Werten seinen Ausgang von Einzelpersönlichkeiten. Ich meine mit künstlerischen Werten die Erkenntnis der Dinge, ihres Zweckes, ihres Materials und ihrer Technik; daß daraus entspringende ornamentale Bedürfnis in einen architektonischen und Zweckzusammenhang gebracht; den Proportionen nach klare rhythmisierte Anordnung aller Einzelteile zum Gesamtbilde. Stil ist die Wiederholung desselben Motives in allen Teilen.

Aber wir sind nicht zum Stil als Kulturausdruck gekommen, sondern zu Episoden, die höchstens embryonale Entwicklungsphasen bedeuten. Das hatte natürlich zur Folge, daß die einheitliche Ausbreitung kunstgewerblicher Ideen und Dinge eine sehr schwankende und ungleiche, und das Niveau der produzierten Dinge einen unsicheren wechselnden und unselbständigen Charakter trägt.

Einmal fehlt das Gros an guten erprobten Grundformen. Der neue Ausdruck von Maschinenarbeit ist noch nicht gefunden und anerkannt. Ich möchte bezweifeln, ob die deutsche Abteilung in Brüssel hätte so schnell wieder aufgebaut werden können, wie z. B. die englische.

Hier liegt ein wunder Punkt des heutigen Kunstgewerbes, wo sich die Durchlebung der Dinge als eine von Einzelpersönlichkeiten ausgehende, als Danaergeschenk erweist. Das ist die Tatsache des Namens „Kunstgewerbe", die Tatsache der krampfhaften Namenkrämerei, daß die guten Dinge als Einzelwesen, wie Begebenheiten oder gar Taten empfunden werden. Im Gebiete des Kunstgewerbes haben die künstlerischen Neuerer erst dann Kulturwert, wenn sie Ausstrahlungen, d. h. Schulen und Ateliers bilden und dadurch breite Niveaubildung verursachen. Vor allem aber, daß sie — ich möchte sagen — eine romanische Sicherheit in Fragen des Geschmackes kultivieren. Geschmack, dessen Träger ein ganzes Volk ist, und dessen Druck auf die Produzenten bestimmend wirkt.

Es gilt, einen Fonds guter Dinge zu erwerben und das Publikum, mit dem ich in diesem Falle Zeichner und Käufer meine, in möglichst flächenhafte und kontinuierliche Berührung zu bringen. Die Kunstzeitschriften wirken ja sicherlich bedeutsam in diesem Sinne, aber gleicherzeit ebenso verwirrend wie apostolisch. Sie bleiben immer geschäftliche Institute. Es gilt die Einfiltrierungsporen der Masse zu vervielfältigen, um die Taten der kunstgewerblichen Produktion auf Kaufende und Genießende weiter zu geben, wie die tonangebenden kunstgewerblichen Arbeiter ihre Ideen und Anregungen auf Schüler. Das Ziel liegt in der Anhäufung und im Verstehen reiner Stilformen, die sich an Qualitätsware äußern. — Ästhetisch erfreulich und wirtschaftlich einbringend — mögen als die zusammengebundenen Grenzbegriffe gelten.

Wenn sich nun im Jahre 1907 der Deutsche Werkbund konstituierte, so beruht diese Vereinigung auf der Erkenntnis solcherlei mißgünstiger Tatsachen und der Idee, diese störende Momente zu begleichen. Als eine Kardinalgefahr erschien die Isolation von Kaufmann, Künstler und Käufer. Der Deutsche Werkbund ergibt sich somit als ein geschlossenes Wechselverhältnis zwischen den Vertretern des wirtschaftlichen und künstlerischen Lebens, wobei das Selektionsprinzip unbedingt erforderlich bleibt. Die Richtlinien sind die Gedanken, absolute Qualitätsware zu ermöglichen, ein geschlossenes Auftreten gegen entgegensätzliche und verhärtete Maßnahmen oberer Institutionen, eine notwendig gewordene Aristokratie aller der Persönlichkeiten,

die in geschmacklichen Dingen keine Kompromisse liefern möchten. Es heißt in ihrem Programm „eine Beförderung in fruchtbarem Zusammenwirken von Kunst, Industrie, Handwerk und Handel".

Dabei ergab sich die Tatsache, daß die kunstpädagogischen und kunstpolitischen Bestrebungen erst dann einen einigermaßen befriedigenden Erfolg haben können, wenn dieselben zentralisiert werden. So wurde am 10. August 1909 von Karl Ernst Osthaus auf der zweiten Werkbundsitzung das Deutsche Museum für Kunst in Handel und Gewerbe proklamiert. In dem Gründungsvorschlag betonte Herr Osthaus, das Museum solle eine Musteranstalt aller Branchen werden, die zur Kunst irgendwelche Fühlung haben. Es soll ein vollständiges Archiv aller guten Plakate, Kataloge, Schriften, Briefköpfe, Packungen, Geschäftskarten, Zeitungsannoncen usw. werden. Ferner soll es dem Konsumenten ein Wegweiser sein für den Bedarf an künstlerischen Materialien aller Art, z. B. künstlerisch guter Textile, Tapeten, Keramiken, Gläsern und Porzellanen, Linoleumbelägen, Metallarbeiten, Möbeln, künstlerischem Kleingerät, Materialien für den Rohbau von Häusern (Fliesen, Marmor und Holzsorten usw.).

Es handelt sich also um die Sammlung guter kunstgewerblicher Erzeugnisse als formgebendes sicheres Vorbild. Das konnte das Anlegen eines Archives aber nicht erfüllen, und man zog die Konsequenzen, indem man durch die Wiederholung der Sammlungen Wanderausstellungen bildete, um so eine strahlenförmige Einflußwirkung zu erzielen.

Man begann mit einem Archiv für die gesamte angewandte Graphik. Die Verbindung zwischen Industriellen aller Art mit künstlerischen Gesichtspunkten und die Austauschgröße mit dem Publikum ist hier so groß, daß die Anlage bis jetzt auf 12 Serien angewachsen ist. Die Ausstellung behandelt in möglichst übersichtlicher und instruktiver Art die ganzen sachlichen Gebiete der graphischen Neuerungen. Plakate, Packungen, Geschäftskarten, Etiketten, Beklebezettel, Prospekte, Kataloge, Rechnungsformulare, Briefumschläge, Wechselformulare, Postkarten, Inserate, private Drucksachen, Ausstattung von Zeitschriften und Büchern sind in die Sammlung einbezogen und ermöglichen diese Dinge nun die Erkenntnis über Schrift, Verwendung und Anordnung, wobei nach Möglichkeit durch Gegenbeispiele die instruktive Wirkung verstärkt wird. Zugleich ergeben sich die Verschiedenheiten in der Auffassung der einzelnen Künstler, die sich wiederum nach Städten gruppieren, unter denen München, Berlin, Wien unterschiedlich am stärksten sind. Durch die Betonung der geschichtlichen Entwicklung von Lemmen, Eckmann bis Bernhard, Margold, Hohlwein ist symptomatisch ein interessantes Dokument geschaffen, das wiederum in seiner Anlage eine Übersicht über die Entwicklung einzelner Persönlichkeiten wie van de Velde, Peter Behrens u. a. gestattet. Im Anschluß an diese Ausstellungen konzentriert sich dann eine weitere Sammlung ganz auf die Schrift. Während in den eben genannten Serien vorwiegend geschriebene Schrift zur Anwendung gelangt, beschränkt sich die weitere Ausstellung auf den Schriftsatz. Bei der Anwendung solcher Schrift tritt keine Verteuerung ein, und dem künstlerischen Dilettantismus ist hier ein sehr günstiges Betätigungsfeld gegeben. Die Ausstellung kommt geradezu einem aktuellen Bedürfnis entgegen, da die Bedeutung der Schrift als Ausdruck von Zeit und Volk mit der wachsenden linearkunstgewerblichen Strömung wieder ihrem ganzen Umfange nach zur Geltung gekommen ist. Die Ausstellung zeigt die Entwicklung der Schrift von Eckmann bis zur neuesten Bernhard-Schrift, gruppiert sich

um die einzelnen Schriftzeichner und Gießereien und ist so angeordnet, daß das Publikum Antiqua, Fraktur und Kursiv in ihren Wesensverschiedenheiten, in Gradunterschieden, Ornamentzusammengehörigkeit und Anwendungen kennen lernt. Zugleich ist mit erläuterndem Text die Entstehung der Type ausgelegt. Als einfache Folgerung ergibt sich die Ausstellung über modernes Buchgewerbe, wo sich solcherart errungene Kenntnisse am geschlossensten und diffizilsten ausdrücken. Die Ausstellung zeigt die vom Inhalt aus bestimmte Wahl der Type, ihre Satzanordnung, Verteilung und ornamental dekorative Ergänzung. Die historische Entwicklung seit Morris, die Ausstrahlungen der Verlagtätigkeiten, die Verschiedenheit in der Anpassung und Auffassung der einzelnen Buchkünstler und die Kenntnis der Buchbindetechnik sind in die Ausstellungsobjekte mit einbezogen. Eine Ausstellung sämtlicher Vervielfältigungsverfahren ergänzt dann das graphische Gebiet letzten Endes.

Diesen Ausstellungen reihen sich die Sammlungen, Metallarbeiten, Linoleum, Linkrusta und Tapeten, Textilarbeiten und Keramik an. Auch hier sind die Gesichtspunkte maßgebend: dem Publikum durch Kenntnis der Techniken, des Materials und der letzten historischen Entwicklung mehr Urteilssicherheit zu geben. Die Gebiete der Innendekoration, der Architektur, deren Objekte zu platzraubend, schwerfällig oder ganz untransportabel sind, werden mit Hilfe eigens dazu angefertigter Photographien bearbeitet. So gliedern sich die Ausstellungen über moderne Baukunst und Ingenieurarchitektur an. Eine kreiserweiternde und im gewissen Sinne abschließende Bedeutung besitzen die Ausstellungen Tanz und Bühnenkunst, Kunst und Hygiene und mustergültige Lehrmittel, so daß also fast sämtliche Gebiete künstlerischer Kultur zum Ausdruck kommen.

Eine Diapositiv-Zentrale ermöglicht durch seine reiche Auswahl und geringen Unkosten der Verleihung die Ausbreitung besagter Ideen unter dem Vorwande von Vorträgen.

Auf diese Weise orientiert sich also die Arbeit des Deutschen Museums nach den Gesichtspunkten, durch Sammlung guter Werkstücke das Suchen nach Untergrund und Tradition zu erleichtern, damit die wirtschaftlichen Verhältnisse Deutschlands eine möglichst einwandfreie Konjunktur ergeben; also Vergrößerung des Absatzes durch Erziehung des Publikums und Achtung im Auslande. Es veranstaltet demnach das Deutsche Museum möglichst viele und billige Wanderausstellungen, die die Haupt- und Mittelstädte Deutschlands, Österreichs, der Schweiz, Belgiens, Hollands und Amerika berühren.

Die Erziehung des Publikums hat den Zweck, durch Geschmackbildung frischdenkende Firmen durch unmaßgebende Forderungen nicht zu hemmen, alte Firmen aber durch aufstrebende Ansprüche zur Entwicklung zu drängen. Will man solche Arbeiten außerdem idealistisch nehmen, so kann man sich die suggestive Kraft vorstellen, die bei der Unzahl der Dinge zur Wirkung werden kann, zur Wirkung im Sinne der Klarheit, Echtheit und der einfachsten Steigerung der Freude und des Vitalitätsgefühls. Um aber der Gefahr alter Isolierung von Künstler, Kaufmann und Käufer vorzubeugen, arbeitet das Deutsche Museum als eine Vermittlungsstelle in allen künstlerischen und wirtschaftlichen Fragen, deren Notwendigkeit ihre starke Inanspruchnahme beweist. Bei der schnellen Ausdehnung der Bearbeitungsgebiete, der Größe der Idee, durch zentralisierte Arbeit an der Ermöglichung einer Industrie ohne Modeschwankungen im Sinne eines neuzeitlichen Stiles

zu wirtschaftlichem und ästhetischem Nutz und Frommen mitzuarbeiten, einen traditionsfähigen Grundstock einzurichten und diplomatisch auszunutzen, ist es erklärlich, daß die Räume, die der Gründer des Museums, Karl Ernst Osthaus, in seinem Folkwang-Museum zur Verfügung stellen konnte, nicht mehr ausreichten. Am 13. September 1911 ist die Umbildung in einen eingetragenen Verein erfolgt. Sollten nun von einsichtigen und kulturfördernden Persönlichkeiten die nötigen Mittel zusammengebracht werden, so wird dem Museumsgebäude im Bezirke der Gartenstadt, dessen genialer Schöpfer und Organisator Herr Osthaus ist, ein Platz zur Verfügung gestellt werden.

Eine Zentralisation aller künstlerischen Bestrebungen in Hinsicht und Mitteilnahme des praktischen Lebens, des wirtschaftlichen Weiterkommens und der künstlerischen Hebung aller Lebensstoffe wird sich hier in völlig neuer Weise inmitten des industriedurchsetzten Landes erheben. Es wird eine Augenoperation sein, den gemütsüberschwemmten Deutschen mehr zum Visualiker zu erziehen; und das mögen Kulturwerte bedeuten.

DR. JOACHIM VON BÜLOW, BERLIN: KUNST UND KAUFMANN.

DIE Tatsache, daß unsere heutige bildende Kunst nicht genügend Abnehmer findet, steht fest. Der Grund hierfür kann entweder an den Künstlern selbst liegen, die sich den augenblicklichen Bedürfnissen nicht anzupassen verstanden, oder an dem Publikum, das für Kunst kein Interesse mehr hat. Die Wahrheit liegt wohl in der Mitte: Das Publikum hat für die Kunst, wie sie heut auf Ausstellungen etc. gebracht wird, kein Interesse und der Künstler hat im allgemeinen noch nicht den Weg gefunden, auf dem er sich dem heutigen Publikum erfolgreich vorstellen kann.

Will man diesen suchen, so muß zuerst festgestellt werden, was wir unserem Publikum überhaupt zumuten dürfen. Man möge nicht vergessen, daß wir uns in einem Lande befinden, wo tatsächlich alle Lebensverhältnisse sich in den letzten 40 Jahren von Grund aus verändert haben. Der einzelne ist gezwungen, in dem großen Trab mitzurasen. Künstlerische Genüsse kann er sich nur in den wenigen Ruhepausen genehmigen, die ihm der Kampf ums tägliche Brot gewährt. Was er da zu sich nimmt, muß leichte Kost sein, es darf ihn nicht über die dafür freistehende Zeit beschäftigen. Darum wird er ablehnen, was ihn zu einer gewissen Anstrengung zwingt, also alle Kunst, die ein tieferes Verständnis, ein eingehenderes Fühlen mit dem Künstler verlangt. Aus diesem Grunde findet die längst abgestorbene Schule noch so zahlreiche Unterstützung, weil sie sich durch rein äußerliche, oft noch bei der Literatur erborgte Effekte einschmeichelt. Etwas Neues wird dem Alltagsmenschen nur dann Eindruck machen, wenn es ihm eine unbekannte und starke Sensation bringt. Das ist entweder durch Bluff zu erzielen oder durch wirklich epochale Stärke, der sich eben niemand entziehen kann.

Eine solche wird auf dem Boden unseres heutigen Großstadtlebens kaum noch gedeihen, Sie kann nur von ganz außen her zu uns kommen, ein Cézanne konnte solche eindrucksvollen Zeichen schaffen tief im Innern seiner stillen Provinz. Gauguin da draußen im Südmeer und van Gogh auf dem Wege zum Irrenhaus. Hodler findet sie manchmal in den Schweizer Bergen, und aus den Öden Rußlands klingt ab und zu ein solcher kräftiger Ton zu uns her. Sie alle haben aber neben ihrer Kraft eine vollkommene Naivität, eine Unbekümmertheit um das Urteil der Menge.

Wenn der bildende Künstler in der Großstadt Erfolg haben will, muß er etwas bringen, was wir da nicht haben, Lebensfreude, Frische, gute Luft von draußen, oder er muß die Schrecken der Weltstadt enthüllen, in einen schaudervollen Zauberspiegel blicken lassen. Wie aber soll er das machen, ohne literarisch zu wirken oder so stark zu sein, daß man ihm das literarische verzeihen kann? Ein Riese an Kraft, ein Somnambule oder eine üppige Sumpfpflanze, das sind Möglichkeiten für eigene Großstadtkunst im bisherigen Rahmen.

Für die vielen, allzuvielen Künstler, die heute unter uns leben, bleibt daneben nur der Weg nach neuen Zielen, Ausdrucksformen, Verwertung des bisher Gelernten, wie es das Bedürfnis mit sich bringt. Es braucht ja nicht immer gemalt zu werden, um ein Bild zu schaffen. Wir können unseren Geschmack, unser Farbempfinden, unsere Liebe zur schönen Linie auch anders beweisen wie auf der Leinewand. Ein starkes Bedürfnis besteht für das gute Plakat. Es gibt sogar vollendet gute Reklamekünstler. Aber die drei, vier, die etwas wirklich Epochemachendes geschaffen und die mit ihren Plakaten überall den Geschmack heben halfen, sie wirken bereits wieder als Hemmung. Man sieht sofort neben ihnen die auftauchen, die ähnlich wie sie arbeiten, die fast so gut sind, denen aber gerade die künstlerische Ader fehlt, die ihre Ware vom Kitsch fernhält, und die nun wieder einreißen, was jene aufbauten. Die Masse, die sich schwer an etwas Neues gewöhnen läßt, sträubt sich gegen einen anderen Stil, sie verlangt in ihrer Trägheit immer wieder gleiche Ware und wartet auf einen starken Ruck, der sie ein Stückchen weiterwälzt, sie aber auch zurückrollen lassen kann.

Immerhin ist das Plakat eine Möglichkeit, Masseneinfluß zu üben, und diese Möglichkeit wird von unseren Staatsanstalten noch erheblich unterschätzt. Es ist direkt denkbar, durch gute Plakate für einen bestimmten Zweck zu wirken, nicht bloß die Kauflust zu steigern oder ein Vergnügungsetablissement zu füllen.

Ganz dasselbe, was vom Plakat gesagt ist, gilt von dem Inserat und Katalogschmuck. Auch hier kann man auf breite Massen wirken und hat zu dem noch die Möglichkeit, illustrativ zu sein. Eine solche Zeichnung steht neben dem Text als Hauptsache, während umgekehrt das Plakat selbst Text sein muß. Auch kann man in Inseraten alle technischen Hilfsmittel wirken lassen, die die erforderliche Fernwirkung des Plakates nicht zuläßt. Gerade hier wird noch sehr viel gesündigt, und die meisten Zeichner, welche sich mit Plakaten befassen, sind nicht Künstler von Haus aus, sondern gewerbliche Zeichner, die zwar in ihrem Fach Hervorragendes leisten können, die aber in diesen oft figürlichen Vorwürfen nicht die erforderliche Kenntnis des menschlichen Körpers besitzen und denen die Geschmackskultur fehlt, die unsere Handwerker im Mittelalter zwar hatten, die ihnen aber heute, dank unserer einseitigen, vom Idealen abgewandten Ausbildung der Berufe, nur in den seltensten Fällen zugesprochen werden kann.

So verwerten diese Zeichner meist kritiklos die Photographie mit ihren Verzeichnungen, und das typische Modeblatt, das wir heute in allen, selbst den besten Modezeitungen finden, ist ein ästhetisches wie rein zeichentechnisches Monstrum. Winzige Köpfe, Leiber, in denen kein Organ Platz hat, und Beine von wenigstens doppelt zu großer Länge. Es ist da ein Schema entstanden, gegen welches man sich nur auf das allerenergischste wenden kann. Dabei ist unsere heutige Damenmode seit langer Zeit einmal wieder etwas wirklich Schönes, sie gibt elegante Linie und harmonische Silhouette, es wäre gar nicht so schwer, auch nur leidlich Gutes zu schaffen.

Auch die Karrikatur ist im Inserat durchaus erlaubt, während sie im Plakat eine zweischneidige Sache ist. Hier hat man ein paar wirklich gute Künstler zu finden gewußt, und die Tagesblätter bringen manchmal recht Erfreuliches, nur daß auch hier sofort die Nachahmung einsetzt.

Steht im Plakat- und Inseratenwesen für viele Künstler ein Nahrungszweig offen, auf dem sie direkt Erlerntes verwerten können, ohne dabei ihre bildschöpferische Arbeit zu verlassen, so bietet das Geschäftsleben noch in anderen Zweigen die Möglichkeit zu künstlerischer Betätigung. In erster Linie steht da die Dekoration des Schaufensters und des Verkaufsraumes. Seit einiger Zeit wird versucht, die Künstler zu der Beachtung dieses Erwerbszweiges zu veranlassen. Der Gedanke ist durchaus lobenswert, ich fürchte aber, daß hierbei zu viel persönliche Begeisterung für die Idee und die Tatsache, daß zwar Einzelne Erfolg erzielt haben, solche aber nicht jedem gegeben sein werden, binnen kurzem einen Rückschlag eintreten lassen wird, weil zu viel Enttäuschte sich dagegen wenden werden. Gerade die Schaufensterdekoration erfordert weit m e h r wie eine künstlerische Begabung und Geschmack. Diejenigen Künstler, welchen es heut gelungen ist, sich in dieser Branche des Geschäftslebens einzuführen, haben das besondere Glück gehabt, an größere Kaufleute mit weitem Blick zu kommen, denen ein mißglückter Versuch nicht gleich einen fühlbaren Verlust bringt. Diese sind aber nicht übermäßig zahlreich und können nicht für die Menge der Künstler in Betracht kommen, welche sich der Dekoration zuwenden möchten. Für die Mehrzahl wird es sich um den kleineren Spezialkaufmann handeln. Dieser, als Detaillist in ständiger Fühlung mit der Kundschaft, hat für die Großzügigkeit des Künstlers, der ihm seine Dienste anbietet, kein Verständnis. Er hat nichts dagegen, wenn sein Fenster hübsch aussieht, er weiß auch, daß ihm das eine gute Reklame macht, in erster Linie kommt es ihm aber darauf an, daß es sofort zugkräftig ist, den Passanten gewissermaßen hypnotisiert, ihn in das Geschäft hineinzwingt. Dieser Begriff des Zugkräftigen ist nun ein Imponderabile, welches sich m. E. nicht lehren läßt und welches sogar in einem gewissen Widerspruch zu der wahren Künstlernatur steht. Die Künstler, die erkannt haben, was in der Malerei zukräftig ist, haben fast alle Anspruch auf das Prädikat Kitscher. Sie schaffen v e r k a u f s f ä h i g e Ware. Für sie wäre also der Beruf des Schaufensterdekorateurs das Gegebene. Sie können auch dort zugkräftige Ware herstellen und viel Geld verdienen. Es wäre ein Glück für den deutschen Kunstmarkt, wenn sie nach diesem Beruf hin abschwenkten und den willigen Käufern die Gelegenheit nehmen würden, schlechte Bilder zu erstehen.

Das, was vom Dekorateur verlangt wird, sei er nun Künstler oder nicht, ist in erster Linie Branchekenntnis. Wo soll die der Künstler ohne weiteres finden? dann Akkuratesse, eine Eigenschaft, die sich schwer erlernen läßt und mit dem Begriff Genie im Widerspruch zu stehen pflegt. Immerhin,

mit Energie kann man sowohl Branchekenntnis wie Akkuratesse sich aneignen, aber nicht auf dem Wege, den sich die meisten Künstler denken, die zur Dekoration gehen. Man kann nicht nach Absolvierung eines Kursus, möge er nun 6 Wochen oder 6 Monate dauern, ein Dekorateur sein, wie ihn der Detaillist braucht. Deshalb wird der Künstler, der sich endgültig zu diesem Berufe entscheidet, sich auch zu einer praktischen Lehrzeit in einem Spezialgeschäft entschließen müssen, und das wird ihm recht sauer werden. Meist wird der Künstler seine Kunst erst verlassen wollen, wenn er keine nahe Hoffnung auf Erfolg mehr sieht, er wird dann nicht mehr ganz jung sein und sich nun als Lehrling nicht nur benehmen, nein auch behandeln und vor allem bezahlen lasen müssen. Dann allerdings, wenn er diese schwere Zeit durchgemacht hat, kann er zu Erfolg, sogar ziemlich großem Erfolg kommen, entweder als ständig angestellter oder als Wanderdekorateur.

Diese Wandertätigkeit ist sogar für den Künstler unter Umständen eine ideale. Er ist ungebunden, kann in drei Tagen der Woche seinen Lebensunterhalt und mehr verdienen und in der übrigen Zeit seiner Kunst leben, wenn — und nun kommt das große Wenn — wenn er es versteht, sich anzubieten, sich anzubringen. Das ist aber wieder eine Gabe für sich und eine Gabe, die mit dem feinfühligen, oft sogar schüchternen Charakter des wahren Künstlers nicht leicht vereinbar ist.

Dann allerdings, wenn er imstande ist, zugkräftig, branchekundig zu dekorieren, steht dem Künstler ein Riesenfeld offen, das noch zum großen Teil unbebaut ist, wo ihm jeden Tag neue Möglichkeiten, neue Materialien zuströmen. Er hat hier auch zu malen, wenn auch nicht mit Ölfarben, wohl aber mit Stoffen, Gewändern, Schuhen, Lebensmitteln oder was es sonst sei, auch hier kann er Bilder herstellen, welche gut sind und auf die genau dieselben Gesetze in Geltung kommen wie auf die landläufig so bezeichneten Produkte. Auch hier kann er den Fehler begehen, literarisch zu wirken, bei anderen Kunstzweigen ohne innere Berechtigung zu entlehnen, wenn er z. B. architektonische Bauten aus Servietten herstellt.

Aber er hat vor allem wieder die Möglichkeit der Massenwirkung und das ist das Charakteristikum der heutigen Kunst. Daraus können wir rückschließend auf die bisher übliche Kunstausdrucksweise, die Malerei und Bildhauerei folgern, daß sie, um berechtigt im Kampf ums Dasein in unserer Zeit zu stehen, diese Massenwirkung anstreben muß. Sie muß monumental werden, zurück an die Wand mit dem Bild, fort mit dem Staffeleibild als Selbstzweck. Geben wir ihm seine Stelle als Surrogat zurück und wir werden Erfolg damit haben.

In der Mietwohnung, die auch nur Surrogat für das Eigenheim ist, werden wir es stets unterbringen können, wenn wir es dafür malten, wie heut in 99 % Fällen für die Ausstellung.

Und die Bildhauerei muß wieder großartig werden, nicht vergrößerte Nippfiguren schaffen.

Auch für Plastik ist im kaufmännischen Leben noch manches zu finden. Es gibt ganze Branchen, welche Plastik reproduzieren und sich meist in den kümmerlichsten Stil verloren haben, der auszudenken ist.

Dann bevölkern die Schaufenster unserer Konfektionsgeschäfte Wachsfiguren, die aus der Hand des Bildhauers hervorgehen müssen, und sie sind heute das Schrecklichste, was man sich denken kann. In Form und Farbe entfernen sie sich von allem, was man künstlerisch nennt und dienen höchstens zum Beweis, daß die absolut naturgetreue Nachahmung der Natur etwas

Unsympathisches, Unkünstlerisches ist. Die einzigen Wachsköpfe und Hände, die noch halbwegs erträglich sind, stammen aus Paris und dort wieder aus der Hand eines einzigen Künstlers, der natürlich durch die Massenfabrikation verdorben ist, wenn er je etwas war. Hier ist ein Gebiet, auf dem durch Wettbewerbe unter den deutschen Bildhauern eine zweckmäßige und gesunde Betätigung im kaufmännischen Leben angeregt werden kann.

Ich will mich mit diesen Anregungen begnügen, es ließen sich noch viele geben, und täglich tauchen neue auf, z. B. auf dem Gebiet der Architektur.

Man muß eins festhalten: Die Kunst der Zukunft muß durchaus praktisch werden, im Dienste des Kaufmanns oder untrennbar mit der Architektur verknüpft.

PHILIPP V. CALDILHE, PARIS: JAPANS THEATER.

JUZOUME, die fürchterliche Frau des Himmels, tanzte vor dem Gehäuse der Sonnengöttin und sie ist die Ahnin der Saroumé (sarou: Affe, mé: Frauen), der Hoftänzerinnen, deren heilige Pantomimen das Urbild des heiligen Tanzes, Kagoura genannt, sind. Zu Beginn des japanischen Theaters findet man auch eine andere Pantomime, Gedächtnisfeier des Gottes Ho-déri, den sein Bruder ertränkte, die die Abkommen des Feuerglanzes, die Haha-bito (zugleich Hofnarren und Leibgardisten des Kaisers) noch im 8. Jahrhundert aufführten und sich dabei mit roter Erde besudelten, wie die griechischen Bacchanten mit Schlamm. Etwas später taucht eine andere Art von Pantomime auf: „Der Tanz des Reises" (denngakou) und dieser blieb beliebt bis zum 14. Jahrhundert, wo er der „Kunsttanz des Reises" (denngakou no nô) wurde. Im 9. Jahrhundert hatte sich der „Tanz des Reises" ein komisches Element beigelegt: das „Stück der Unordnung" (Sarougakou), welches sich jedoch bald wandelte, die großen Vorwürfe der Mythologie und der Geschichte entlehnte, das Sarougakou no nô (das „Kunststück der Unordnung") wurde und den „Kunsttanz des Reises" überstrahlte. Die Hauptursache dieses Erfolges war die dem chinesischen Beispiel folgende Einführung des dramatischen Dialoges auf die Szene der früher bloß musikalisch begleiteten Pantomime. Aus dem Sarougakou no nô wird das nô-gakou; aus dem nô-gakou wird das nô (zu Anfang des 15. Jahrhunderts), dessen Aufführungen noch heute die gebildete Aristokratie erbauen und zerstreuen.

Die Nô sind kleine Opern mit sehr einfacher Handlung, aber tiefer Poesie; die Musik ist elegant und religiös zugleich. Von Priestern verfaßt, erinnern die Nô an unsere mittelalterlichen Mysterien. Sie sind erfüllt von Pietät, feudaler Gesinnung und Naturgefühl; als Dekorum dient eine Landschaft von Ruf. Ein Bonze läßt sich fast immer sehen und erbauliche Dinge hören. Die Banalität des Themas ist durch eine bewundernswerte Ausführung wettgemacht. Der Stil ist berückend, die Bilder funkelnd, die Worte sind doppelsinnig (kennyoghenn), d. h. Worte und Wortfragmente beziehen sich sowohl auf den vorangehenden als auch auf den nachfolgenden Satz. Der poetische Ausdruck findet dadurch eine Gedrängtheit und entrollt sich in einer Intensität, die dem gewöhnlichen Satzbau fremd ist. Die Personen (maskiert wie im griechischen Theater und kostbar gekleidet) treten meist nur zu zweien bis dreien auf, mitinbegriffen die Person des Kindes (Kokata), welche die

jungen Kaiser, Dichter oder Engel darstellt. Ein Chor von 8 Sängern füllt die linke Plattform der Bühne.

Es gibt ungefähr 500Nô, von denen noch an die Hälfte gespielt werden. Die großen modernen Kriege Japans mit China und Rußland haben einige neue kleine lyrische Dramen erstehen lassen.

* * *

Es ist klar, daß das Nô nur von einem Eliteauditorium verstanden wird. Für das japanische V o l k bedurfte es eines anderen Theaters. Dieses Theater gründete eine Frau um das Jahr 1600. Okouni war Priesterin im großen Tempel von Kizouki gewesen, als sie sich in Nagoya Sannzabouro verliebte und mit ihm nach Kyoto floh, wo sie, um leben zu können, in profaner Weise das tat, was sie früher in heiliger Weise getan hatte: Sie tanzte. Mehrere Frauen hatten sich ihr angeschlossen; da kam ihr die Idee, kleine Stücke aufzuführen, die sich an die Nô wohl anlehnten, deren schweren, religiösen Ton aber abstreiften. Sogleich hatten die profanen Aufführungen der Okouni sehr großen Erfolg und erhielten den Namen Kabouki (Tanz- und Singstück), welchen Namen fortan alle populären Dramen führten.

Die Truppe der ehemaligen Priesterin zeichnete sich nicht gerade durch eisigste Keuschheit aus. 1629 glaubte sich die Regierung auf Grund der erotischen Skandale genötigt, die Frauentruppe aufzuheben und das populäre Theater von einer Knabentruppe darstellen zu lassen. Dieses populäre Theater als solches spielt bis auf den heutigen Tag.

Der abendländische Einschlag, den Japan, wie in allen seinen anderen Bestandteilen, in letzter Zeit auch in seinem Theater erfuhr, galt zuerst der sozialen Hebung seiner Schauspieler. Noch zu Anfang des 19. Jahrhunderts wurden sie den Tieren gleichgeachtet; heute speist der große Schauspieler an der Tafel von Staatsmännern und Fürsten, wie in Europa.

Ebenso geht heute auch der Vornehmste ins „Theater".

Nachstehend sei eine Szene aus einem modernen japanischen Stück, das vielen Beifall fand, gegeben.

„Takigoutchi der Bonze" von Takayama Rinnjiro *).

Das Stück spielt zu Zeiten der Größe der Taira.

Takigoutchi, ein Ritter dieses Klans, liebt das Hoffräulein Yokobouyé. Er will sie heiraten; sein Vater jedoch, bei dem ein Rivale das junge Mädchen verleumdet hat, um dies Heiratsprojekt scheitern zu machen, verweigert seine Einwilligung. Verzweifelnd nimmt Takigoutchi die Kutte. Yokobouyé liebt den Takigoutchi, wagte jedoch nicht, auf seine leidenschaftlichen Briefe zu antworten. Als sie seinen Schritt vernimmt, bereut sie ihre Blödigkeit, flieht vom Hof und wandert auf den Berg, um den jungen Einsiedler wiederzusehen.

Die Hütte Takigoutchis auf dem Berge. Yokobouyé kommt und klopft. Takigoutchi sagt im Innern ein heiliges Buch her, antwortet nicht und hält erst nach mehreren Augenblicken inne.

Takigoutchi: Sollte jemand so spät am Tage diese entlegene Hütte besuchen wollen? Ich glaube, Ihr seid irregegangen!

Yokobouyé: Eine dringende Sache muß heut abend Euer Gebet stören. Man sagte mir, daß dies die Hütte Hojo-inn sei; der darin wohnt, sei Herr Takigoutchi, der im Dienst seiner Exzellenz Komatsou stehe.

---

*) Kürzlich verstorben.

Takigoutchi: In der Tat, ich trug den Namen Takigoutchi, als ich noch der Welt angehörte. Aber wer sind Sie, die Sie diesen Takigoutchi besuchen?

Yokobouyé: Ich bin Yokobouyé, Hoffräulein der Kaiserin. Mich haben die gebieterischen Umstände des Lebens verhindert, Ihrer gutgemeinten Glut Aufnahme zu gewähren. Ich bedaure unendlich, Sie dermaßen der Religion überantwortet zu haben. Und so bin ich gekommen, um Ihnen mein Herz zu offenbaren und um Sie um Verzeihung zu bitten. Guter Herr Takigoutchi, geruhen Sie, diese Tür aufzumachen.

Takigoutchi (nach einer Pause): In der Tat, Gnädigste, als ich noch der Welt angehörte, war mir die Anwesenheit obgenannter Person am Hofe nicht unbekannt. Aber die ich kannte, mich kennt sie nicht; Sie können also nicht die gleiche Yokobouyé sein. Wären Sie es, so hätten Sie mir nichts zu sagen, mir, dessen Herz gestorben ist, und dessen Körper nur noch lebt. Wenn mein Herz Euch noch etwas zu sagen hätte, Ihr brauchtet es j e t z t nicht mehr anzuhören; und wenn Sie nun antworten wollten auf das, was ich ehemals fragte, so hätte ich nicht mehr not, es zu hören. Sie müssen wissen, Gnädige, alles, was zwischen uns vorfiel, war nur der Traum einer Nacht. Glauben Sie nicht, daß ich Ihnen zürne. Unter den Männern, die in der Welt die Hoffnung verloren haben, gibt es mehr als einen erleuchteten Bonzen; ich bin es weniger als andere; aber ich bin es genug, um mich nicht mehr der vergangenen Dinge zu erinnern. Kehren Sie heim, ohne mehr davon zu sprechen. Verstehen Sie, werte Yokobouyé? Da es soweit ist *) .....

Yokobouyé (in Schluchzen ausbrechend): Wohl verstehe ich! Aber ich bin gekommen ohne Einverständnis meiner Eltern und meiner Scham zum Trotz. Wie können Sie die Bitte eines unschuldigen Mädchens zurückweisen? Wollen Sie mich nicht sehen, weil ich zu grausam gegen Sie war? Wollen Sie mich derart zum Selbstmord treiben? Sie können die Frau hassen, die Ihnen Gleichgültigkeit bewies; aber Sie werden nachsichtiger gegen die Unglückliche sein, die Ihre Verzeihung zu erflehen kommt. Macht auf, guter Herr Takigoutchi: Ein erleuchteter Bonze muß Mitleid haben!

(Der Schatten Takigoutchis erscheint auf der papiernen Tür. Man sieht, wie er die Hand ausstreckt, um aufzumachen; aber ohne zu öffnen kehrt er wieder in den Hintergrund zurück und beginnt zu beten; man hört seine Schelle **).)

Yokobouyé (in Verzweiflung): Guter Herr Takigoutchi, ich werde hierbleiben, solange Ihr mir nicht ein sanftes Wort der Verzeihung sagen werdet. Wenn, wie Ihr glaubt, die Vergangenheit nur ein Traum ist, müßt Ihr auch vergessen, daß Yokobouyé Euch schlimm begegnete. Warum so unerbittlich? O soll ich Euch nie mehr sehen auf Erden?! Guter Herr Takigoutchi, habt Mitleiden! ....

(Sie bricht weinend zusammen. Der Vorhang fällt. Sich in die Stimme seines Gebetes mischend, verstärkt sich der Lärm der Schelle und wiederholt sich immer rascher hintereinander ***.)

---

*) Form für: „Lebewohl".

**) Die Schelle, die Bonzen beim Gebet schütteln.

***) Durch diesen einfachen Behelf bezeichnet der Dichter genugsam, wie sehr der junge Eremit den Beistand Buddhas nötig hat, um den zärtlichen Beschwörungen derjenigen zu widerstehen, die er nicht aufgehört hat zu lieben. Nach diesem Auftritt geht Yokobouyé ihrerseits in ein benachbartes Kloster.

OTTO PICK, PRAG: DIE TSCHECHISCHE LITERATUR UND IHRE VORAUSSICHTLICHE ENTWICKLUNG.

ES ist offenkundig, daß die deutsche Kritik an der Literatur der Tschechen achtlos vorübergeht. Schuld daran trägt — neben Vorurteilen politischer Natur — die mangelhafte Information der Deutschen durch mittelmäßige Übersetzungen. Erst kürzlich ist das Werk eines bedeutenden Dichters, „Hände" von Ottokar Brezina, in entsprechende Übertragung erschienen, von einigen reinliterarischen Zeitschriften empfohlen worden und trotzdem keinem deutschen Kritiker zum Anlaß geworden, den gegenwärtigen Stand der tschechischen Literatur und die neuen Tendenzen, die sich in den Werken der jungen Schriftsteller regen, zu untersuchen.

Es gilt darzutun, daß die auch in Deutschland bekannten Tschechen Vrchlicky, Machar und Brezina wohl schwerlich die Repräsentanten des Fortschritts sind. Ihre Verdienste um die Hebung der heimischen Produktion sind bedeutend: Vrchlicky hat — an den Übertragungen von Meisterwerken der Literatur die Geschmeidigkeit der tschechischen Sprache schulend — in der Tat die moderne tschechische lyrische Ausdrucksform geschaffen. Machar hat ihr das Salz seiner Ironie (zu deren Ahnen Heine gehört) beigemengt, und den literarischen Rebellen ein scharfgeschliffenes Handwerkzeug bereitet. Brezina, der gleich Verhaeren und dem Meister dieser beiden, Walt Whitman, ein kosmischer Hymnendichter ist, thront über der Tagesproduktion, jungen Idealisten als unerreichbares Vorbild. — Aber Vrchlicky ist leidend und schafft wenig mehr; der Dichter Machar ist vom Strome tendenziöser Ideen dem Bereiche der wirklichen Literatur entrissen worden; Brezina schließlich ist Meister einer Kunst, die immer mystischer und weltentrückter wird und naturgemäß nicht den Kulturgehalt seines Volkes zu spiegeln bestimmt ist.

— So ist die Zukunft den Jüngeren anheimgegeben. Aus Hamsuns „Neue Erde" ist uns die aufreizende Atmosphäre des literarischen Lebens einer kleinen jungen Nation bekannt: Der Ehrgeiz, der durch die Vaterlandsliebe verdoppelt, durch die Anspannung der Mitbewerber überhitzt wird und dem Rausch des Schaffenden schon in Vorahnung des Gelingens den Rausch des Nationalhelden vorausgehen läßt. Es gilt ja, der Welt so viele Dinge zu beweisen: Nicht bloß, daß man etwas kann, sondern auch, daß man es trotz dem Mangel einer Überlieferung erlernt hat; nicht bloß, daß man Neues zu sagen hat, sondern auch, daß dies Neue speziell als der Eigentümlichkeit der eigenen Nation entsprossen anzusehen ist; nicht bloß, daß man ein Dichter aus Liebe zur Kunst ist, sondern auch aus Liebe zur Heimat... Und dieses nervöse Bemühen um die unbedingte Schaffung von Werken, die nicht so sehr weltliterarisch bedeutend, als vor allem repräsentativ für das heimische Schrifttum und die volkstümliche Eigenart sein möchten — dieses Bestreben bringt Verwirrung in die jungen Köpfe. Die reinen Ziele der Kunst weichen hinter Bestrebungen anderer Art zurück. Das künstlerische Gewissen der Dichter beginnt darunter zu leiden. Inzwischen sind sie — die noch kürzlich Umstürzler, Bilderstürmer und Propheten einer neuen Kunst sich dünkten, ins wirkliche Leben eingetreten und das geworden, was man so Schriftsteller nennt. Einige schreiben Leihbibliotheksromane; andere greifen zum Flammenschwert der Kritik — aber leider fehlt den Tschechen noch immer ein einsichts-

voller führender Kritiker, der keiner Clique angehört — andere wieder geben sich einer mißverstandenen art pour l'art hin und verfolgen in ihrer modernen Zeitschrift die Entwicklung der neuen Franzosen, denen sie die Art, gute Essays zu schreiben, nicht aber die sprühende Originalität der Schöpfungen abgeschaut haben. So sind sie ebenso unfortschrittlich, aber weniger aufrichtig, als jene andern jungen Ex-Dichter, die in jedem neuen Werke in den Spuren anderer Meister wandeln. Ihnen wird der Beifall der Menge zuteil — den sie unschwer in einen Bühnenerfolg umwandeln können — und die Jüngeren, die nach ihnen kommen, halten sie für originell... Schließlich kommen die zahlreichen Vertreter einer Richtung kaum in Betracht, die mehr sozialistisch als sozial, daher für die Entwicklung des literarischen Schaffens nicht förderlich ist.

Die Übrigbleibenden sind die Dichter.

Die lyrischen und gar die dramatischen Dichter sind recht dünn gesät. Auf beiden Gebieten herrscht vorläufig noch ein Tasten und epigonenhaftes Produzieren, das zu keinem wertvollen Ergebnisse zu gelangen weiß. Ich rede — und dies ist der Zweck dieser Notizen — nicht von den heute Vierzigjährigen, sondern von der neuen Generation. Vereinzelte schöne Gedichte tauchten hin und wieder auf, doch beschränkt sich das lyrische Schaffen überwiegend auf Verse, deren Daseinsnotwendigkeit zu bestreiten wäre. Dichter, die zu Hoffnungen Anlaß gaben, sind verstummt oder andere Wege gegangen.

Im Drama herrscht das historische Schauspiel vor, das bedeutungsvolle Epochen der tschechischen Vergangenheit darstellen will, ohne sich zu echter dramatischen Bedeutung erheben zu können. Wertvoll hingegen sind einige Einakter (von Dyk, Srámek), die im Frankreich der Revolutionszeit oder in der Gegenwart spielen und knapp, sicher und frisch aufgebaut sind. Auch scheint das Schaffen einiger jungen Epiker zielbewußt dem Drama sich zu nähern.

Bleibt die Epik. Hier scheide ich sogleich die Autoren der üblichen Gesellschaftsromane ohne belastenden Inhalt aus, ferner die impressionistischen, zart lyrischen Skizzen einiger Verehrer der Skandinavier (denn es gilt, das den Tschechen Eigentümliche zu nennen) und schließlich die behäbigen Humoristen, die sich der Beliebtheit beim Publikum erfreuen, wie's halt überall zu sein pflegt.

Der tschechische Roman ist noch nicht geschaffen. Aber es sind Ansätze hiezu da. Im Schaffen des Dichters Fráns Srámek gibt sich eine ursprüngliche Eigenart kund, die wert ist, näher betrachtet zu werden. Srámek ist vollkommen subjektiv. Alle Wandlungen seiner Schaffensart sind auf persönliches Erleben zurückzuführen. Die Not des Lebens hat ihm die Feder in die Hand gezwungen. Die Not des Lebens, die seine Helden in Verzweiflung durch die Gassen irren läßt, „wie ein Pferd über das Schlachtfeld, wenn ihm sein Herr aus dem Sattel geschossen worden ist..." Junge Menschen, die sich nach der Sonne sehnen, starren verständnislos in dies Leben, das ihnen keinen Strahl, kein Lächeln, nur Enttäuschungen und wilden Zwang bietet. Sie fühlen Mitleid mit sich selbst, mit der ganzen leiderfüllten Welt und klammern sich hoffend an die Idee von der Erlösung aller Notleidenden durch einen Zusammenschluß der Unterdrückten aller Länder. Sie empören sich gegen Gesetz und Überlieferung und ihr allumfassendes Mitleid fahndet mit Wollust nach Leidens- und Rebellionsgefährten. Aber sie, die kaum fähig sind, das eigene Herz zu ertragen, brechen unter der Last des unstillbaren Leides

ihrer Mitmenschen zusammen. Sie gehen unter oder werden Zyniker. Oder die Liebe hebt sie empor. Frauen und Mädchen treten in ihr gequältes Leben und streicheln ihre Stirnen glatt. Srámeks Frauengestalten erinnern in ihrer Treue, in ihrer verzweifelten Liebe, die sie sich opfern läßt für den Geliebten, an Hamsuns ländliche Mädchen, etwa an Eva in „Pan". Und ähnlich wie der Norweger — neben Dostojewski von entscheidendem Einfluß auf den Dichter — alles Liebesleid durch die Zaubermacht eines Stadtmädchens über den sehnsüchtigen Triebmenschen heraufbeschwört, ähnlich entspringen die langen, entscheidungbaren Verzweiflungskämpfe der Helden Srámeks der Qual, die zarte, kokette Mädchen über die ungeschlachten Empfindsamen gebracht.

So sind die ersten Werke dieses Dichters Proteste gegen die Lebensnot, das Aufbäumen einer mitleidvollen Seele gegen das Unabänderliche. Man hat Srámek auf Grund der Wahl seiner Stoffe zum Tendenzschriftsteller stempeln wollen, hat ihn einen Sozialisten, Anarchisten, Antimilitaristen genannt — stets mit geringem Recht. Denn er ist Künstler in jedem Betracht. Er schafft soziale Kunst in dem Sinne, wie sie Verhaeren in dieser Zeitschrift einmal definiert hat. Denn er „trägt in die Welten des Denkens, des Fühlens, des Schauens einen Rhythmus, der vordem ungekannt war..."

Den in den ersten Werken erkennbaren Hang zum Pessimismus hat Srámek überwunden, in den köstlich-grimmigen Satiren „Patrouillen" seinem Groll einen Ausweg gebahnt und ist in seiner letzten romanhaften Arbeit „Der silberne Wind" der Schaffung reiner Epik nahegetreten. Er gibt eine Folge von Kindheitserfahrungen, keinen Roman im üblichen Sinne. Aber die ausgezeichneten Charakterschilderungen und die Eigenart der Sprache lassen hoffen, daß Srámek bald den wirklichen tschechischen Roman schaffen möge. Denn seine Sprache ist auf einer Stufe angelangt, wo sie wirklich vom tschechischen Volksgeist durchdrungen scheint. Der wohlüberlegte Gebrauch volkstümlicher Wendungen, die bildhafte Darstellung innerer Wandlungen durch kühn gewählte Vergleiche geben seinem Stil den Reiz des Neuen, nur seiner Nation Eigentümlichen.

Hier — in dem Ausbau einer dem Volkscharakter eigentümlichen Sprache, in der innigen Schilderung persönlichsten Erlebens — ist ein Weg zur Weiterentwicklung der tschechischen Literatur gewiesen. Ein anderer, der gleich hohen Zielen zustrebt, scheint mir in dem Werke eines jungen Dichters, in dem Novellenbande „Die goldene Venus" von František Langer angedeutet zu sein. Hier tritt ein tschechischer Autor zum ersten Male fast ganz reif auf den Plan. Sein Ziel ist die objektive Darstellung erdachter Geschehnisse von tieferer Bedeutung. Unter Ausschaltung psychologischer Spitzfindigkeiten wird die Tragik eines Künstlerlebens, oder eine zarte Legende oder eine seltsame Begebenheit schlicht erzählt. Dabei ist das Augenmerk des Dichters stets auf das Bildhafte seiner Ausdrucksform gerichtet. Durch knappe Sätze, treffende Vergleiche wird eine Situation lebendig hingestellt. Überhaupt zeichnen sich Langers Arbeiten durch ihre gepflegte Form aus. Die Sprache erfährt in den Renaissancenovellen durch die Wiederbelebung alter Wendungen einen Reiz, der mehr als eine Bereicherung des tschechischen Wortschatzes bedeutet. Und während Srámeks Entwicklung dem Roman zusteuert, scheint František Langer durch die sichere Führung des Dialogs und durch die Prägnanz seiner Bilder berufen zu sein, das tschechische Drama zu schaffen.

Ich habe hier auf zwei bedeutende Vertreter der jungen tschechischen Literatur aufmerksam gemacht. Neben ihnen sind zahlreiche Schriftsteller am Werke, ein Schrifttum zu begründen, das auch für die Weltliteratur von befruchtender Bedeutung sein wird. Es war mir weniger um Anführung von Namen, als um Darstellung der Wege zu diesem Ziel zu tun.

D. JIDÉ, BRÜSSEL: DIE DICHTUNG MAETERLINCKS.*)

DIE Dichtung Maeterlincks ist die Dichtung der Liebe. Durch Liebe versteht man sie. Nicht anders darf man versuchen, den Werken dieses Dichters zu nahen.

Liebe, als ein göttliches Gefühl, gereinigt, erweitert, verschönt: als das Schweigen, das Geheimnis, als die versteckten Besitze unseres Seins, „die gestaltlose Güte", „das Leben in der Tiefe", „die Schönheit nach Innen". — der Seele.

„Vielleicht", sagt an einer Stelle der Philosoph vom „Schatz der Demütigen"**) „vielleicht weiß man noch nicht, was das Wort „lieben" heißt. Es sind in uns Leben, die wir lieben, ohne es zu wissen. So lieben heißt nicht nur Mitleid haben, sich innerlich opfern, helfen, glücklich machen wollen, es ist eine tausendmal tiefere Sache, für welche die süßesten, ausdrucksvollsten, stärksten Worte nicht ausreichen."

Maeterlinck hatte immer ein großes Herz, unendlich in seinem Gefühlsreichtum, und er liebte, selbst ohne zu wissen, und fühlte sich nicht geliebt.

So schrieb er „Die Kranken des Spitals", „Die kleinen gefangenen Kinder", „Die Schafe, die auf dem Eise sterben", „Die Agonie der Bräute", und schrie seine Bitte zum Himmel: „Erbarmen für alles, mein Gott!" Seine Seele war düster bis zum Tode, als er sich schon in frühester Jugend die Ewigkeitsfragen zu stellen begann. In ihm waren die Gefühle des kleinen Hundes, dessen schmerzhaften Todeskrampf er uns so deutlich zu schildern wußte.

Inmitten einer Welt der Beklemmung schrieb Maeterlinck seine ersten Dramen: „Die Blinden", „Prinzeß Maleine", „Der Eindringling" usf., auf allen denen die Schauer des Schicksals, des Schweigens, des Geheimnisses lasten, Furcht vor allem, was da lebendig werden will. Vorher hatte er die „Glashäuser" und die „Zwölf Lieder" veröffentlicht. Die reaktionäre belgische Kritik glaubte in diesen Versen nichts anderes sehen zu sollen als „das Stottern eines in zweite Kindheit verfallenen alten Negers". Und doch enthalten diese Bücher alle Keime zu dem späteren Dramatiker Maeterlinck.

Diese Beziehungen zwischen dem ersten Buche des Dichters und den Werken der Folgezeit sind selbst aus der Wahl der Bilder ersichtlich. Durchblättern wir den Trésor des humbles z. B. und wir werden Vergleiche finden, Metaphern, die schon in den verwirrenden Versen der Serres chaudes vorkamen.

---

*) Deutsch von Grete Heidler.

**) „Le trésor des humbles" von Maeterlinck.

Verwirrend, ja! In der Tat, welch seltsame Poesie! Das ist Seelenmalerei. Hier schon zeigt sich bei Maeterlinck eine Tendenz, die unerforschlichen Dinge seines Innenlebens auszudrücken, ungeahnte Klarheiten zu erschließen, geheimnisvolle und flüchtige Beziehungen des Seins zu den Mächten, welche man nur errät, aufzudecken. Maeterlinck bemüht sich, alle Gefühle, alle Gedanken, welche ihn bewegen, so unbeschreiblich sie auch sein mögen, zu malen. Hierin gibt er sich ganz. Und darum folgt man ihm auch willig in die entlegensten Landschaften der Seele als ein vom Wunder des Schauens entzündeter Wanderer. Da heißt es z. B. von dem großen Mystiker des 13. Jahrhunderts, Jan van Ruysbroek: „Ich weiß endlich, daß die seltsamen Pflanzen, die er zog, auf den Gipfeln des Geistes in sehr bedenklichen Wolken stehen. Aber diese Wolken erschrecken nur, wer sie von unten sieht. Hat man den Mut gehabt, hinauf zu steigen, so wird man inne, daß sie die Lebensluft selbst der Pflanzen sind, das einzige Mittel, in dem sie erblühen konnten, vor dem Nichtsein geschützt. Denn diese Vegetation ist so zart, daß sie sich kaum unterscheidet von der Stille, aus der sie ihre Säfte sog und in die sie sich wieder auflösen zu wollen scheint."

Es liegt in der Natur des M a l e r s Maeterlinck, sehr oft zu sagen: „ich sehe", „statt ich fühle".

S i e h e , alte Wünsche ziehen vorüber.
Ich s c h a u e unbewegliche Jagden
Unter der blauen Peitsche der Erinnerung.
Ich b e t r a c h t e alte Stunden
Unter dem Brennglase der Klagen.

Seine Tränen sind ihm „violette Schlangen", seine Gedanken nehmen Farbe an:

O diese meergrünen Versuchungen
Im Schatten der Seele.

Er spricht von den gelben Hunden seiner Sünden, von den schielenden Hyänen seines Hasses. Seine Seele ist ein Glashaus, ein Spital, ein Sumpf, eine Wiese und alles dies beschienen von eisigen Mondesstrahlen.

Diese Lyrik scheint unverständlich, aber nur ob ihrer Einfachheit; sie hat nichts von der Kompliziertheit, von der gelehrten Gesuchtheit z. B. eines Mallarmé. Nur weil er beständig eine konkrete Sprache spricht, verdunkelt sich das Verständnis. Will er einen Kontrast hervorheben, so nimmt er aus dem Leben, der Natur, die ihn umgibt, das Beispiel des Kontrastes, das ihm am besten mit seinem Gedanken übereinzustimmen scheint. Will er das Gefühl des Heimwehs ausdrücken, der Sehnsucht, so nimmt er die ganze Gestalt eines Mannes, den dieses Empfinden gefangen hält, er sagt: „In der Ferne zieht ein Jäger vorbei, der zum Krankenwärter geworden ist."

Maeterlinck ist, so erzählt einer seiner jüngsten Biographen, der eigentlichen Musik nicht zugänglich. Gluck, Rameau, Beethoven, Wagner lassen ihn kalt. Ihre Kunst, dieses große Gebiet der Seele, ist das einzige, das er nie erforschte, noch erforschen wollte [1]). Aber ist nicht die Liebe die zauberhafteste aller Symphonien? Sie ist es, die dem Dichter im „Schatz der Niedren" mystische Flügel lieh, ihn heraustreten ließ aus den hohlen Wegen der Intelligenz und Vernunft und ihn kraft ihrer Macht zu schwindelnden Höhen steigen ließ, wo alles Geheimnis von der noch geheimnisvolleren Kraft

*) Maurice Maeterlinck von Gérard Harry.

eines Herzens besiegt wird. Es gibt Stimmen in diesem Werk, die uns aus dem Jenseits zu kommen scheinen.

Was ist die Poesie anderes als die Quintessenz aller Dinge, der geheimnisvolle Widerhall, den alles Dasein in unserm Sein findet?

Im „Schatz der Demütigen" sagt der Dichter die Quintessenz seiner Seele. Aber „Seele" ist das Edelste, Höchste, was es gibt. Darum ist auch seine Poesie die reinste; und deshalb umschließt auch eine Betrachtung, wie die „Bonté invisible" den denkbar schönsten Gehalt eines Dichtwerkes.

Maeterlinck, der den Tod geliebt hatte und die Angst des Todes sang — des Todes und des Geheimnisses, des Schicksals und der Nachtgespenster, die die Welt beherrschen — und der uns alles so tief fühlen und fürchten lehrte — Maeterlinck sah eines Tages das Leben. Es war zweifelsohne an einem sonnigen Frühlingsmorgen, wo er mit beruhigtem Gemüte in den Hainen der Träume wandelte. Und das Leben, eifersüchtig auf den Tod und gierig, geliebt zu werden, nahm die verführerische Gestalt einer Frau an. Maeterlinck liebte die Frau und liebte das Leben. Und er wurde selbst das Leben, bemeisterte und besaß es in solcher Weise, daß er zum Übermut wurde.

Nun singt er die Stärke, den Triumph der Liebe, die unermeßlichen Schätze, die ganze unerhörte Schönheit des Frauenherzens. Er überhebt es an Größe und zeichnet unsterbliche Heldengestalten: Vanna, Joyzelle.

Aber nach und nach steigt der Dichter liebend, singend und das Leben bewundernd herab von den Gipfeln der luftigsten, mystischsten Dinge zu den banalen Alltagen, deren Bedeutung sein Lebensstolz übertreibt. Liebe ist noch immer in seinem Tun; er versenkt sich in die Bienen, in die Blumen, in den Tod eines kleinen Hundes. Aber er geht noch tiefer, und seine Stimme wird schwach im großen Räderknarren des Konkreten: vom Auto bis zum allgemeinen Stimmrecht, bis zur Teilung der Produktionsgüter.

Ich fürchte, daß die Poesie Maeterlincks, weil sie von zu hoch fiel, schwer fiel. Ich will nicht sagen, daß z. B. das „Leben der Bienen" eine gewöhnliche Arbeit sei; ich bewundere sie; ich trete auch nicht der Philosophie des Autors entgegen (sie ist in der Tat schwer zu trennen von der Poesie), aber ich konstatiere, daß dieselbe bescheidener geworden ist und — daß sie verarmt ist; nicht was die Fülle, nicht was den Glanz, die Pracht, die äußeren Zierate betrifft, sondern in ihrer Art, in ihrer Eigenschaft als geheimnisvolle Poesie des Mystizismus, der das Seelische der Seele ist.

Die große Dichtung liegt nicht in der peinlich genauen Auseinandersetzung der Bestandteile eines 628—68, welche Aneinandersetzung, und sei sie noch so gewählt ausgedrückt, ein Selbstzweck bleibt. So scheint es mir wenigstens. Das ist nicht Dichtung. Das ist schöner Stil im Dienste technischer Belehrung. Die Dichtung gleicht das Leben mit dem Tode aus. Ich lese nochmals den „Schatz der Demütigen". In diesem Meisterwerke ist die Sprache Maeterlincks von so reiner Poesie, daß man nicht der Worte gewahr wird, die sie umkleiden. Es ist eine Klarheit, die von Seele zu Seele geht, die anlangt, ohne den Umweg über die Vernunft zu nehmen.

DR. FRANZ STRUNZ, PRIVATDOZENT, WIEN: BÜCHER DER SEELE.

DICHTUNG und Philosophie haben immer miteinander gemeinsame Sache gemacht. Schon die antike Weltanschauung kennt diese Verbindung und sogar ein so streng begrifflich arbeitender Philosoph, wie Aristoteles, hat der philosophierenden Dichtung sein Interesse zugewandt: „Es gibt kein Denken ohne Phantasiebild und die Poesie ist philosophischer als alles andere auf der Welt." So lautet sein Wort über Dichtung und Philosophie.

Von Zeit zu Zeit bringt uns unser modernes Schrifttum psychologische Romane, wirkliche Seelenbücher aus erlebter Gefühlsphilosophie heraus, freilich mehr ins Allgemein-Menschliche vertieft, als hineingestellt in die Starrheit philosophischer Systeme. Die letzte Zeit gab drei solche Bücher, von denen ich hier reden will: Drei Nächte von Hermann Stehr (Berlin, S. Fischer), Marius der Epikureer von Walter Pater (Leipzig, Insel-Verlag) und die Aufzeichnungen des Malte Laurids Brigge von Rainer Maria Rilke (Leipzig, Insel-Verlag).

Zum Buche von Hermann Stehr. Ein einsamer Lehrer erzählt seinem gleichgesinnten Freunde und Berufsgenossen in drei Nächten die schwerblütige Geschichte seines an quälenden Dunkelheiten und schmerzhafter Trauer reichen Lebens. Die Menschen, die, von des Dichters Hand geführt, an uns vorübergehen, kommen fast alle aus echt mystischem Lande, aus schlesischem Boden, und aus den stillsten Grundwassern der Seele steigen sie herauf, leben ein rasches, heißes und doch bitteres Leben, werden vom Leid durchpflügt, bäumen sich nochmals in dramatischer Größe jäh auf, ermüden, und wie im Traume stehen sie plötzlich im Schatten des Todes. Was hier der unglückliche Lehrer seinem neuen Freunde mitten in der Nacht erzählt, ist die Tragödie einer vertrümmerten Jugend, seiner Jugend. Nicht reich an großen lauten Katastrophen, nicht bunt geschmückt mit sich hastender Handlung oder grellem Affekt. Die Wallungen, die von diesem einzigartigen Buche ausgehen, liegen vor allem im rein Seelischen, im Gefühlsmäßigen und seinen wunderlichen Krampfzuständen und Wundfiebern. Das legt um des Dichters Dinge, Betrachtungen und Urteile jenen düsteren, unsagbar wehtuenden Glanz und läßt in uns den seltsamen Nachhall einer quälenden Melancholie zurück. Das Grauen, und doch nicht faßbar und sagbar, etwas, das wie Luft zwischen unseren Fingern zerrinnt und doch wieder durch fernliegende Jahre und neue Schicksale sich langsam seinen Eingang bricht, das Grauen, das sich wie eine Riesenspinne auf eine Jugend legt und alle Freudigkeit und Hoffnung mit grauen Schleiern umgibt, dieses Grauen, das von Tag zu Tag, von Woche zu Woche, von Jahr zu Jahr immer mehr ein aufblühendes Leben verscharrt. Es wühlt aus der vorhergehenden Generation herüber, vom schrecklichen Sarge der Großmutter, die, unnatürlich gereckt, wie in der Entschlossenheit eines zu allem bereiten Willens darin lag, angetan mit ihren werktäglichen Kleidern, die Schuhe an den Füßen und ein Tuch um die Schulter geschlagen. Die heraufgekehrten Sterne der weit aufgerissenen Augen waren lebendig von einem letzten verzweifelten furchtbaren Drohen. Das war das Grauen, der Dämon, das Gespenst, das haßerfüllt sich auf die ganze Familie wirft, einen nach den anderen zerbricht und in des Lebens peinvolle Abgründe zerrt.

Das Antlitz der Großmutter ist halb vergessen schon, aber immer wieder taucht das Gedächtnis an sie in einer schwarzen Stunde herauf und umgibt Dinge, Menschen und Gedanken mit dem grausigen Strahlenglanz dämonischer Verklärung, „denn sie lag ja nicht ergeben wie andere da unten, sondern zu allem bereit, mit lauernd-weiten Augen, das Kreuz wie einen Hammer in der gefausteten Hand, hockte sie gleich einem argwöhnischen Wächter in ihrer Erdnische und verfolgte alles mit unbestechlich bitteren Augen, was oben im Lichte vorging . . .“

In drei Nächten erzählt nun der Lehrer von dem allmählichen und doch ins Tiefste sich einbohrenden Zerstörungswerk dieser grausam toten Frau. In dumpfer Erregung durchmißt er die Jahre. Oft wie im seelischen Wundfieber kommen die an düsterer Sprachschönheit reichen Worte, und dann wieder Sätze so philosophisch hell, wie sie der Zustand krankhafter Empfindsamkeit nie zu formen vermag. Der Dichter läßt seinen Helden so lebendig-wirklich erzählen, wie einen echten grübelnden Menschen, der nun lange verheimlichte Flammen lodern läßt. Die gewohnten Worte verlieren ihre Bedeutung und die „Gedanken bewegen sich wie Vögel in der Nacht“. Nicht oft, aber dann so reich beglückend, träumt die traurige Erzählung ins Schöne hinein, in milde still verzückte Frauenaugen und in ein heiliges, liebes Mutterherz mit seinen himmeltiefen Schächten. Aber, wie gesagt, der nächtliche Erzähler spricht von derlei nur selten, denn es wird alles auseinandergebrochen vom zweifelsüchtigen Bohren eines unglücklichen Menschen. Immer klingt sie durch, die Überzeugung, daß die toten Menschen eine größere Kraft über uns haben als die lebendigen, daß ihre Liebe Unerbittlichkeit sei, ihre Erinnerung Drohen, ihr Ernst ein Peitschen und ihre Enttäuschung über uns eine Verzweiflung des Herzens. Wie ein Vampyr hat die tote Großmutter die Familie ausgesogen, bis sie leblos war. Es ist ein verzweifelter Schrei, dieses Bekenntnis in den drei raunenden Nächten und doch eine Erlösung für den Erzähler. Er reißt sich los und wandert in ein neues Leben, ins Freie. Die Zusammenbrüche, der eisige Schmerz und die Finsternis des Grauens liegen hinter ihm.

Was sollen wir von dem begnadeten Dichter sagen, der dieses seelenschwere Buch ersonnen hat? Sollen wir abermals bekennen, daß Hermann Stehr, der einsame schlesische Lehrer, zu den Tiefsten gehört, die aus den Gleichgültigkeiten und gewohnten Sichtbarkeiten des Lebens Juwelen der erlebenden Seele herausholen und den schmerzhaften Glanz echter Tragik. Stehr verdeutscht die brutale Sprache des Blutes und macht das bedeutungsreicher, was etwas von unserer Seele verrät. Seine Mystik ist ein Protest gegen die Nüchternheit und das Erklärbare, sie ist ein Sehnen nach dem, was Menschengrund und die Tiefen des Todes miteinander verbindet und die kaum merklichen Wandlungen und Entschwebungen der Seele. Die flüchtigsten Hieroglyphen des Lebens hat dieser Dichterpsychologe auch in diesem Buche zu bannen vermocht.

„Marius der Epikureer“, dieser kulturphilosophische Roman mit den auffallenden Zügen eines gelehrten Essays gehört zu dem Großzügigsten und Tiefsten was Walter Pater geschrieben hat. Sein Sprachmosaik ist hier im seelischen Ton noch um viele Abstufungen feiner geworden und breiter, flächenumfassender in der Satzarchitektonik. Es wird gezeigt, wie sich die geistige Umwelt der Tage Marc Aurels in dem Kopf eines tiefen Menschen spiegelt, wie ein durch und durch Intellektueller (fast der pädagogische Idealtypus eines eigen Empfindenden) das bunte Schauspiel von hellenistischen Stim-

mungen, Menschlichkeiten und Sinnbildern in sich aufnimmt, an diese Dinge denkt, innerlich sie umsetzt, sie bedeutungsreicher macht und durch schönheitserzeugende Kräfte in sich an einer neuen Lebenskunst arbeitet. Gewiß, Marius ist Lebenskünstler auf stoischer Folie, aber mit einem ruhigen Philosophengesicht und nach innen glühenden Augen. Sein Blick hat Bildkraft. Sein Denken ist fühlendes Umwerten der Wirklichkeit. Ein bis zur krankhaften Empfänglichkeit gesteigerter Instinkt für die Nuance kündet vom Künstler in Marius. Ich kenne wenige Bücher, die in so feinem Erzählerstil so Tiefes und Leuchtendes aus der Seele herausholen und die reiche Mannigfaltigkeit ihrer Spekulation in lebendige Beispiele umsetzen, als wie es hier Pater, dieser verborgen leidenschaftliche Gelehrtenpoet tut. Seine innige Liebe zur Spätantike und Renaissance (wir wissen, wie diskret er von ihr spricht und wie gedankenvoll sie ist), schuf sich in Marius einen Schauenden, der dem Leben nachsinnt, so wie man seltsam beseelten Stunden sich ergab zu einer Zeit, als bereits die Antike im Schatten des Todes war und etwas ganz Neues unmerklich und verborgen die Schwingen hob. Dieses ganz Neue, das noch weit, sehr weit ist, aber von dem man schon spürt, daß es sich mählich und sicher seinen Eingang brechen wird. Eine schmerzhafte Schönheit liegt über dem Ganzen, eine Ruhe, wie ein glücklicher Herbstnachmittag mit schrägfallendem üppig goldenen Sonnenlicht. Und um alle Dinge hat Pater diesen Glanz gegeben und um der Menschen Sinnen und Handeln, um ihr Schauen und Träumen. Marius steht mitten drin mit seiner feinen Kunst, die idealen und poetischen Züge, die Elemente des Vornehmen in unserem Alltagleben herauszuheben, mit jener Kunst, die eine phantastische Erhöhung des Vergangenen und Gegenwärtigen ist, ein Auffangen und Umarmen innerer Stimmen, die uns kommen, ein Enthüllen verschleierter Innerlichkeiten und versteckter Schönheit. Marius war ein echter Idealist, denn er schuf sich durch eine wohl erzogene Einbildungskraft seine Welt zum großen Teil aus sich heraus und machte sein Leben wirklich an schönen Bildern und Vorstellungen reich. Bis zu seinen letzten Hilflosigkeiten und seinem rührenden Tode im Hause christlicher Leute (sie hielten Marius in ihrer großherzigen Ansicht für einen Märtyrer) waren seine feinen Sinne wach, jene Türen und Fenster „durch die die jetzt so dunkle und verbaute Welt für ihn gekommen und gegangen war". Sein Leben war ein Suchen unter den wirklichen Dingen nach einem Äquivalent seines Ideals. Ein Werk, das zurückhaltend und in seiner Subjektivität wohl erwogen zu sein scheint, aber in Wirklichkeit unter der Oberfläche glühend ist. Wenn wir auch Oskar Wildes, George Moores u. a. übertriebene Wertschätzung Paters nicht teilen können, so ist dieses vornehme Buch zweifelsohne ein edles Kunstwerk, das in einer reich verschlungenen und mosaikartigen Sprache für Dichterisches und Intellektuelles peinlich fein ausgearbeitete Ausdrucksformen findet. Die prächtige Verdeutschung von Felix Paul Greve ist eine in sich geschlossene künstlerische Einheit, so daß wirklich (wie Pater sagen möchte) „kein Wort und keine Silbe falsche Farbe hat". Den seelischen Ton dieser Prosa, diese feine Silbernuance und die ernsten, unterdrückten, eigentlich „nordischen" Klangfarben des Originals, die Pater so unnachahmlich auf die sonnige Natur Italiens übertrug, sind vom Übersetzer famos herausgebracht worden.

In tiefe Schächte der Seele verliert sich Rainer Maria Rilkes Menschendarstellungskunst. Was ist sein Buch? ... Ein letzter Nachkomme einer alten dänischen Aristokratenfamilie legt in lose zusammenhängenden

„Aufzeichnungen", die er in Paris schreibt, sein Leben nieder. Er beginnt mit dem Gegenwärtigsten und Alltäglichsten, er beschreibt seine trostlose Umwelt, seine Armut und die fremden gleichgiltigen Menschen, die durch sein Leben gehen, und träumt von jenem Seltsamen, das er so gern um die gemeine Deutlichkeit der Dinge legen möchte. Allmählich spinnen sich aber Erinnerungen an das Gesehene, es folgen Blätter, ganze Kapitel, die immer mehr im Moder des Vergangenen wühlen und immer tiefer dem Wesen des Seins ans Herz rücken: alte vergessene Familiengeschichten, über die längst die Schleier des Gewesenen gesponnen sind, drängen zum Licht, kleine Wichtigkeiten mit Innigkeit erzählt, die Melancholie und Sehnsucht vergilbter Briefe, darin die Märchen müder Mädchen stehen, wühlende Lebensungeduld, die ergreifende Schmucklosigkeit des begnadeten Dichters und tiefe schwere Verwandlungen der menschlichen Seele . . . Wie gesagt, scheinbar lose zusammenhängende „Aufzeichnungen", Betrachtungen, aber ein Werk von innig strahlender Poesie, aus wärmster Tiefe eines bedeutenden Dichters kommend, ganz Kontemplation, ja ein Aufsaugen der Außenwelt durch Auge und Geist.

Diese Weise, von seinem eigenen Leben zu erzählen, so gar nicht nach einem Programm oder zu einem Zwecke, mit der schlichtesten Alltäglichkeit beginnend und immer tiefer hineintastend in die wunderbarsten und gefährlichsten Galeriegänge der Seele, dieses bis zur Krankhaftigkeit gesteigerte Suchen nach dem Extrakt einer Erscheinung, nach dem, was nur einmal vorkommt, und sich nie wiederholt, dieses ungestüme Drängen nach dem Urtümlichen und doch Ganzen eines Dinges und seiner flüchtigen Gebärde, das ist Rilkes Weg ins Grenzenlose, Unfaßbare, Gemeinsame, zu Gott. Auch diese „Aufzeichnungen" sind solch ein Buch wundervoller Vergleichungen, in denen alles nur ist wie ein Spiel in einem Spiegel. Immer wieder fühlt der Dichter in Vergleichen, immer wieder stellen sich ihm Symbole ein, Bilder, Anschauungen, und lassen die ewig geheimnisvolle Verknüpfung von Wesen und Phänomen leise sichtbar werden. Alles flutet. Nichts steht still. Immer ist die Seele eines Dinges anders und alles Reale wird zum Schluß etwas Zuständliches, Geschehendes, Bewegtes, Sichereignendes, Entstehendes, Versprechendes. Diese momentane seelische Gebärde nun, die wir nie ganz aufklären können, die hält Rilke als Bild fest. Nicht das Ding selbst wie es ist. Seine Masken und Gesten, die so tausendfach am Tage wechseln, die beschreibt er. Das „wie", „wie wenn", „als ob", steht auf jeder Seite, denn der Vergleiche sind unzählige.

In diesen „Aufzeichnungen" ist von zwei seelischen Mächten oder Gefühlswelten zu lesen: von der erschütternden Gewalt der versteckt rührenden Kindheitserinnerungen mit ihrem ganzen traumhaften Zauber einer toten Welt und vom Gottesheimweh. Aber nicht von all dem, nein, auch vom Gewesenen, das viel größer ist als Herr Malte Laurids Brigge, der diese Erinnerungen niederschreibt. Geschichtliche Gestalten treten wie mystische Porträts vor unsere Seele, wie durch graue Glasscheiben gesehen, und werden so ganz und gar unhistorisch und doch ergreifend menschlich gedeutet; Sagen, von denen man nicht weiß, ob sie Bilder des vermummten Schicksals sind oder das Gesamtgefühl des Lebens. Wer vergißt diesen Karl den Kühnen, diese sinnenden Worte über Sappho und die Briefe Heloisens und das Innigste des ganzen Buches: die Geschichte vom verlorenen Sohn? Diese Geschichte von den drohenden Gewalten einer Liebe, die wie ein Alp, ein Fremdes, ein Angriff ist oder ein schmerzliches Rätsel? Das Herz der Dichtung ist der

liebe Gott und die Liebe, denn Liebe ist Leuchten mit unerschöpflichem Öl und Dauer. Aber auch Gott ist kein Ding, kein Gegenstand, sondern nur die Richtung der Liebe, ein Augenblick so wie die Herrlichkeit. „Freilich, wir haben nie etwas Längeres gesehen als das Elend“... Wie oft steht das in dem Buch, wie Zeilen in einem fragenden Gesicht, es gibt keine Gottesbeweise, man soll keine verlangen, denn welche ungeheure Verpflichtung läge in seiner Gewißheit.

Gewiß hat hier Rilke, dieser zarteste unserer Dichterphilosophen und lyrischen Pantheisten, sein Größtes in Prosa geboten. Reifer als seine Bilderbücher der Seele, die zu diesem Werke heraufführen. Vieles allerdings, was der Dichter seinen dänischen Aristokraten schreiben läßt, lesen wir schon in den Gedichten, im Stundenbuch, in den Geschichten vom lieben Gott, in der Worpsweder Monographie, im Rodin u. a. Nichts ist aber von so weichem, träumerischen Klang im Ausdruck des zuständlichen Seins, so harmonisch klingend im Gleichnis, so philosophisch tief im Deuten des wunderlichen Webens, das man Leben nennt. Aber nie auch hat Rilke solche Sensationen aufgefangen, Schicksale und Wege erfühlt als in diesem Buch, das mit einer beinahe krankhaften Unruhe das Wesenhafte betrachtet, abwägt und verkörpert. Und dabei welch ätherfeine Sprache, Worte oft wie aus Seele, tief, manchmal schmerzhaft im düsteren Glanz und von leise trauerndem Tonfall. So bedeutungsreich und in einer Rede voller Bezug hat Rilke noch niemals die Geschichte erzählt vom lieben Gott, den man hat und den man auch gebraucht.

MAX LUDWIG, ZEHLENDORF: PROLETARISCHE JUGEND.

WAS wissen wir von der Kindheit des Proletariers? Wir — soll heißen alle die Menschen, die in mehr als einem Zimmer hausen, die in der Küche kochen, im Wohnzimmer wohnen, im Schlafzimmer schlafen — wir haben keine Ahnung, daß 70 % der deutschen Reichsbevölkerung unter ganz anderen Bedingungen leben muß. Ich übertreibe: eine Ahnung davon haben viele. Dieselbe Ahnung, die wir von dem Leben der Indianer oder der Botokuden haben. Irgendwo da oben im Norden und Osten der großen Städte lebt das Volk der Proletarier. Uns gruselt, wenn wir mal in die Gegend kommen. So erinnere ich mich aus unserer Kindheit des angenehmen Gruselns, das wir uns verschafften, indem wir bei der Marezzofabrik in Charlottenburg vorbeigingen. Es war ein riesiges schwarzes Gebäude, das zu seinem eigentlichen Zweck nicht mehr benutzt wurde. Tausende von Arbeitern wohnten drin, und wir erzählten uns, ohne es eigentlich zu glauben, daß ihre Wohnungen oft statt durch eine Wand, durch einen Kreidestrich getrennt wären. Heut ist das Terrain längst mit hohen Bürgerhäusern bebaut — ich glaube die Cauerstraße geht darüber — aber damals lag es brach und ein Geruch von Müll und Pfeffermünze, die dort wucherte, schwebte darüber. Zu zwei und drei wagten wir es, vorbeizugehen und sahen erstaunt die Kinder halbnackt auf den Schlackenhaufen spielen, die noch von dem einstigen Fabrikbetrieb übriggeblieben waren, und hörten das Keifen der Weiber aus den vielen Fenstern schallen. Wenn aber ihre

Jungen aus der Schule kamen, wurde die Expedition geradezu gefährlich, so einmütig war ihr Haß gegen uns Gymnasiasten. Da flogen uns die Schlackenstücke um die Ohren und Schimpfworte von nie gehörter Gemeinheit rollten noch über das Feld, wenn wir schon längst außer Wurfweite waren. Aber immer wieder zog es uns hin zu dem finsteren Kasten. Hier war eine ganz andere Welt als die unsere, und eine ähnliche Neugierde wie vor dem Löwenkäfig befiel uns davor.

Wir haben uns aber wenig Gedanken darüber gemacht. Und im ganzen wird es so allen Bürgerkindern gehen. Deshalb stehen wir zunächst ungläubig vor den Zahlen, die Otto Rühle in seiner Monographie „Das proletarische Kind" zusammengestellt hat. Für 70 % der Reichsbevölkerung sollte wirklich das Wort von der goldenen Jugendzeit eine bittere Ironie sein? Die 46 Millionen Arbeiter mit ihren Frauen und Kindern, die sich zu dem Riesenheer der Proletarier zusammenfügen, sollten wirklich von sich sagen dürfen: wir sind niemals jung gewesen?

Mir fallen die Drachen ein, die jene schmutzigen Jungen damals auf dem Schlackenfeld steigen ließen und die famosen Katapulte, mit denen sie uns Kieselsteine aufbrannten. Ich zeichne manches Fragezeichen hinter die Verallgemeinerung des Verfassers. Ganz so hoffnungslos und ohne fröhliche Farben ist die Kindheit des Proletariers nicht. Trotzdem sei uns Otto Rühles Zusammenstellung willkommen. Bei Albert Langen in München erschienen, einem Verlag, der seine Kundschaft doch immer hauptsächlich in bürgerlichen Kreisen hat, erscheint das Buch recht wohl geeignet „Augen zu öffnen und Gewissen zu schärfen". Im Domino des Feuilletons schmuggelt es seine flammenden Anklagen in einen Leserkreis ein, der sich für gewöhnlich mit lustigeren Dingen befaßt, als mit dem Schicksal des Arbeiterkindes. Es ist eine Art Elementarlehre des Sozialismus, berechnet auf Zuhörer, die noch keine Ahnung von ihm haben. Und ebenso wendet sich die Art, wie Rühle die Ergebnisse der Statistik verwendet, an Anfänger. Da heißt es über den Unterschied der Sterblichkeitsziffer des Adels und des Proletariats: Der adlige Sprößling hat sechsmal so gute Chancen am Leben zu bleiben, wie der proletarische. Oder: an den Sommerkrankheiten von künstlich ernährten Kindern starben bei den Reichen 0,27 %, beim Mittelstand 5 %, beim Proletarier 94,8 %. Das bedeutet, daß für das Proletarierkind der Daseinskampf 350 mal so hart war, wie für das Kind der begüterten Klasse. Wenn solche Zahlen nicht in die Gewissen greifen!

Rühle ist ein Fanatiker der Verallgemeinerung. Einzelfälle gibt es nicht mehr für ihn. Er nimmt die Zahlen, woher er sie bekommt und gießt sie um in Bomben. Das sind aber nicht die Waffen, die die praktische Sozialpolitik brauchen kann. Sie arbeitet mit der Sonde und beachtet die Details. Die Schrift von Dr. Rosa Kempf „Das Leben der jungen Fabrikmädchen in München", Leipzig, Verlag von Duncker und Humblot, ist deshalb an praktischem Wert der Rühleschen Monographie weit überlegen. Diese Schülerin Brentanos hat die Lage von 270 Münchener Fabrikarbeiterinnen im Alter von 14 bis 18 Jahren untersucht. Nicht an Hand einer vorliegenden Statistik, sondern durch eigene Erhebungen und Umfragen. Ihre Methode ist kühl und vorsichtig und vermeidet alle Unterstreichungen. Doch ist zwischen den Zeilen der Pulsschlag eines warm empfindenden Frauenherzens zu fühlen, das an der Not ihrer Geschlechtsgenossinnen natürlich besonderen Anteil nimmt. Sie kommt bei ihrer Untersuchung zu Ergebnissen, die in ihrer stummen Sprache mehr erschüttern wie die Brandreden Rühles. Die sorgfältigste

Verteilung des geringen Lohnes sehen wir knapp zur Bestreitung der allerbescheidensten Bedürfnisse ausreichen. Was bleibt denn zur Freude? fragen wir. Und das Wort „goldene Jugendzeit" fängt jetzt wirklich an zu grinsen. Wenn die Notwendigkeit, ein einziges neues Wäschestück zu kaufen, das mühselig balanzierte Wochenbudget so einer armen Arbeiterin über den Haufen wirft, dann sehen wir ordentlich leibhaftig die Gestalt der Versuchung vor dem Mädchen stehen: nur eine Preisgabe und du bist der Sorgen eines ganzen Monats ledig. Das Thema der Prostitution wird von Rosa Kempf übrigens gar nicht angeschlagen und doch geht aus ihren Tabellen die Notwendigkeit dieser sozialen Krankheitserscheinung deutlicher hervor als aus Rühles kernigem Kapitel „Wege zum Laster".

Der Zweck der Kempfschen Schrift ist ein eminent praktischer. Sie will den Ursachen auf den Grund gehen, die die geringere Leistungsfähigkeit der Fabrikarbeiterin und damit ihre schlechtere Entlohnung bedingen. Und sie kommt zu dem Resultat, daß die doppelte Belastung mit bezahlter Fabrikarbeit und unbezahlter Hausarbeit schuld daran ist. „Der Mann teilt nicht seine Kräfte zwischen produktiver Arbeit und Verbilligung des Konsums. Mit einem gerasteten, von häuslicher Arbeit entlasteten Organismus tritt er sein Tagewerk an. Deshalb ist er für den Arbeitgeber wertvoller als die Arbeiterin." „Vollwertig wird das junge Mädchen und die erwachsene Frau für die Industriearbeit erst dann, wenn sie so bezahlt ist, daß sie sich bezüglich des Konsums in ähnlicher Weise entlasten kann wie der Mann, und umgekehrt wird sie auch dann voll bezahlt, wenn sie gelernt hat, ihre volle Arbeitskraft dem Erwerbsleben zu schenken." Wie aber erreicht sie dieses Ziel? Hier kommt der Feuilletonist Rühle wieder mit der Volkswirtschaftlerin zusammen. Organisation heißt die Forderung! Sie verheißt eine lichtere Zukunft — eine Zukunft, in der nicht hoffnungslose Not sondern die F r e u d e wieder das Kennzeichen auch der Kindheit des Proletariers ist.

CHRONIK

DIE Begründung einer ungarischen Ausgabe der Dokumente des Fortschritts: Wir freuen uns, unseren Lesern mitteilen zu können, daß sich den 4 Ausgaben unserer Revue (den „Dokumenten des Fortschritts", „Documents du Progrès", „Progress" und „Saprossi Schisni") nunmehr eine 5. Ausgabe: „Szociálpolitikai Szemle" (Sozialpolitische Rundschau) angegliedert hat.

Mehr und mehr erweitert sich so unser Unternehmen über die ganze Erde, mehr und mehr wird es möglich, jedem Volke oder doch jeder Gruppe von Nationen — die Erfolge aller anderen Völker in ihrer eigenen Sprache mitzuteilen.

Die neue Zeitschrift wird von zwei bekannten ungarischen Sozialpolitikern, Herrn Dr. Lánczi Jenö in Verbindung mit Herrn Dr. Kadosa Marcel, herausgegeben.

Dr. Lánczi hat sich durch seine Mitarbeit am Huszadik Század, dem Organ der ungarischen Soziologischen

Gesellschaft, in deren Reihen wir viele Freunde zählen, sowie auch durch eine Reihe von Artikeln und Büchern einen über Ungarn hinausreichenden Ruf erworben. Wir nennen unter seinen Schriften: „Modernistische Bewegung in den Religionen"; „Die Methode der Soziologie (Emile Durckheim)"; „Sozialismus und Ethik"; „Die Soziologie der modernen Erkenntnistheorien"; „Henri Bergson", sowie eine Arbeit über den „Kampf der Arten und den Klassenkampf".

Herr Dr. Marcel Kadosa ist Mitarbeiter mehrerer Zeitungen.

Die wissenschaftlichen Qualitäten des Herausgebers sind eine gute Bürgschaft für den Erfolg des neuen Unternehmens. Doch darf auch nicht außer Acht gelassen werden, daß die gegenwärtige Zeitströmung in Ungarn und das sozialpolitische Interesse weiter Kreise der neuen Revue besonders günstig sind. Ungarn steht im Zeichen eines wirtschaftlichen Aufschwunges, der die ökonomischen Verhältnisse in raschem Wechsel wandelt und neue Probleme schafft, die die allgemeine Aufmerksamkeit erregen.

Im Mittelpunkt des Interesses steht das allgemeine Wahlrecht, wodurch auch das breite Publikum auf sozialpolitische Fragen hingelenkt wird.

Speziell auch die Gemeindepolitik der Stadt Budapest, die von der demokratischen Partei unter Führung von Dr. Wilhelm Vazsonyi geleitet wird und bedeutungsvolle Leistungen auf dem Gebiet der Sozialpolitik bereits aufzuweisen hat, hat viele Meinungskämpfe hüben und drüben geweckt.

Ungarn besaß bisher kein praktisch sozialpolitisches Blatt, so Wertvolles auch seine sozialwissenschaftlichen Zeitschriften, auf theoretischem Felde geleistet haben. Diesem Mangel soll die Szociálpolitikai Szemle abhelfen.

Die neue Zeitschrift wird ferner regelmäßig eine Reihe von Aufsätzen aus unseren bestehenden Ausgaben übernehmen und so die Fühlung des intellektuellen ungarischen Publikums mit den beispielgebenden Erfahrungen des Auslandes fördern *).

Unter den Artikeln der ersten Nummern sei außer denjenigen, die aus unseren Ausgaben übernommen wurden, erwähnt:

Josef Lukacs, „Unfallverhütung"; Dr. Kornel Szemenyei, „Die Versicherungsverpflichtung der Angestellten"; Dr. Zoltan Sido, „Die Sozialpolitik der Hauptstadt"; Dr. Desider Pap, „Gesetzentwurf gegen den unlauteren Wettbewerb"; Dr. Heinrich Pach, „Arbeiter-Wohlfahrtseinrichtungen"; Dr. Béla Katz, „Die ungarische Gewerbeaufsicht"; Dr. Wilhelm Vazsonyi, „Sozialpolitik"; Dr. Stefan Gidofalvi, „Die Arbeiterwohnungsfrage in Siebenbürgen". Außerdem eine große Anzahl von Chroniken über Tatsachen des ökonomischen und sozialen Lebens.

Die rege Bewegung der Geister, die sich in den letzten Jahren in Ungarn geltend gemacht, der lebendige Enthusiasmus für sozialen Fortschritt, der überall hervorbricht, scheint tatsächlich günstige Aussichten für das neue Blatt zu eröffnen.

R. Broda.

Die amerikanische Wanderausstellung des Deutschen Museums: Das deutsche Museum für Kunst in Handel und Gewerbe, das durch seine kunstgewerblichen Wanderausstellungen, seine Diapositiv- und Photographiezentrale, Herausgabe von

*) Das Blatt erscheint zweimal im Monat im Umfang von je 16 Seiten (jedoch zweimal größeren Formats als die „Dokumente des Fortschritts"). Das Abonnement beträgt 20 Kronen pro Jahr. Redaktion: Budapest V. Vàcistr. 4.

Monographien und seine Vermittlungsstelle eine erfreuliche Tätigkeit zur Propagierung des modernen Kunstgewerbes in den europäischen Ländern entfaltet, hat jetzt in Verbindung mit dem K. K. Österreichischen Museum für Kunst und Industrie und dem Münchener Bund eine Ausstellung vom gesamten deutschen Kunstgewerbe zusammengestellt, die als Wanderausstellung das Ausland bereisen soll. In diesem Sommer wird die Ausstellung in den Museen von Newark, Pittsburg, Detroit, St. Louis, Chicago und Indianapolis gezeigt werden; mit großem Interesse sowohl in den offiziellen Kreisen wie von der Presse wird die Ausstellung erwartet. Sie umfaßt Architektur (öffentliche und private Bauten, Bahnhöfe, Fabriken, Denkmäler, Straßen), Graphik, Drucksachen, Packungen, Plakate, Künstlerschriften, Bücher, Lederarbeiten, Tapeten, Linoleum, Linkrusta, Textilien, Keramik. Glas Metall, Elfenbein Holz und Spielzeug. Mit Hilfe eines Kataloges, der für jedes Gebiet eine besondere Einführung enthält, soll der Ausländer einen umfassenden Begriff vom deutschen Gewerbe erhalten. Die Ausstellung bildet gewissermaßen einen Querschnitt durch unsere heutige Produktion. Der Zweck ist der, das Interesse für deutsches Kunstgewerbe im Auslande zu wecken, um das Absatzgebiet zu vergrößern, wofür die Fülle von modernen Formen, die Beherrschung und Durchbildung der Techniken, die bei dieser Revue in erstaunlichem Maße zutage treten, die Garantie für einen ästhetischen und wirtschaftlichen Erfolg bieten. Für denjenigen, der noch immer am deutschen Kunstgewerbe verzweifeln will und sich in Redensarten ergeht, gibt diese Ausstellung den Beweis, daß das moderne Kunstgewerbe — mag es auch noch unter dem Drucke der allgemeinen Geschmacksunkultur sich auf einer embryonalen Stufe befinden — keine Snobsache und Modelaune ist, sondern der Wille zur Kultur, eine Hauptaktie wachsender Staatswohlfahrt. Es wäre erwünscht und interessant, diese Ausstellung auch einmal in Berlin zu veranstalten, um eine Übersicht über die ganze Bewegung zu erhalten. Dem Museum, das durch seine ideale Tätigkeit die Verhältnisse zu schaffen sich bemüht, unter denen das Gute nicht mehr Luxus, sondern als ästhetische Selbstverständlichkeit und wirtschaftliche Norm empfunden wird, gebührt Anerkennung und rege Unterstützung. Man wende diesem Institute, das aus privaten Mitteln gegründet, jetzt als eingetragener Verein existiert, die Mittel zu, damit es weiter und ungehindert seiner Gegenwartspolitik dienen kann.

Karl With.

Flugschriften herausgegeben vom Deutschen Museum für Kunst in Handel und Gewerbe, Hagen i. W.: Mit diesen Arbeiten, die im Laufe der Zeit alle bedeutenden Schriftkünstler unserer Zeit in Monographien behandeln sollen, ergänzt das D. M. sowohl seine auf S. 163 der D. d. F. behandelten Ideen, als auch die kunstgewerbliche Literatur, die gerade auf diesem Gebiete es an übersichtlicher und systematischer Bearbeitung fehlen ließ. Die Art der Behandlung dieser Schriften ist die, daß durch Reproduktionen — auch der farbigen Arbeiten — ein möglichst instruktives Anschauungsmaterial gebracht wird, das eine große Texterläuterung überflüssig macht. Als erstes Heft liegt in geschmackvoller Ausstattung und einem billigen Preise das Buch über F. H. Ehmke vor. Es ist vielleicht mit Absicht geschehen, diesen ruhigen, geschmacklich sicheren Künstler als ersten zu behandeln, wobei die Erkenntnis, wieviel wir

Ehmke als Zeichner und Lehrer verdanken, bestimmend gewesen sein mag. Ehmke ist Leiter der Düsseldorfer Schriftschule. Wir kennen alle seine vornehme, geschmeidige Antiqua. Die Schrift ist ihm auch im Reklameentwurf bestimmend, dekorativ wie sprachlich. „Ein edler Stoff, ein gut gewähltes, der Sache entsprechendes Schlagwort bedarf keiner überflüssigen Künsteleien, sondern einer einfachen starken Kunst, die sie in eindringlicher, den Augen wohlgefälliger Weise zur Geltung bringt." Diese fast ethisch klingenden, programmatischen Worte Ehmkes mögen als Charakteristik seiner Art zu arbeiten und zugleich als Vorbild dienen. Es ist zu begrüßen, daß die Flugschriften mit so ernsten und gediegenen Arbeiten einsetzen, deren Eindruck die weiteren angekündigten Hefte über Julius Klinger, Lucian Bernhard und Julius Gipkens wohl nur verstärken werden *W.*

Ein Buch über erfolgreiche Kundenwerbung: Diese Sammlung von Aufsätzen und Vorträgen des Leipziger „Reklamefachmanns" Hans Weidenmüller verdient mit großer Aufmerksamkeit behandelt zu werden. Sie ist ein gutes Anzeichen dafür, mit welchem Geschick und welcher Zielsicherheit von manchen Künstlern an der Läuterung des deutschen Geschmacks gearbeitet wird. Weidenmüller begnügt sich nicht damit, die graphischen Künste allein für seine Weise der Kundenwerbung heranzuziehen. Er hat vor allem dem „sprachlichen" Kunstgewerbe seine Aufmerksamkeit zugewendet. Er arbeitet für eine klare, deutliche und einprägsame Abfassung der Anzeige. Für eine Reinigung des Anzeigenschlagwortes von all den ekelhaften Schlacken eines völlig ungebildeten Kaufmannsjargons, von dem man ja immer noch auf jeder Leipziger Messe Scheußlichkeiten zu lesen bekommt, die in ganz Deutschland ihres gleichen suchen. Das Buch von Weidenmüller ist auch deshalb besonders wertvoll, weil es durch seine guten Abbildungen jeden Kaufmann zu überzeugen vermag, wie sehr es in seinem eigensten Vorteil liegt, seine Kundenwerbung nach den Weidenmüllerschen Grundsätzen einzurichten *).

Erich Lilienthal.

Der Bund zur Einbürgerung der bildenden Kunst in Mannheim: „Kommt, helft der Kunst zu ihrer und eurer eigenen Belebung", das war der Ruf, auf den am 27. April 1911 in dem Nibelungensaal des Rosengartens in Mannheim mehrere tausend Personen, Vertreter aller Stände, zusammenströmten und der sie nach einem Vortrage des Direktors der Mannheimer Kunsthalle, Dr. Fritz Wichert, veranlaßte, einen Bund zur Einbürgerung der bildenden Kunst zu gründen. Seit jenem Tage ist dieser Bund in aller Stille gewachsen und zählt schon jetzt, nach wenigen Monaten, über 2000 Einzelmitglieder, nicht eingerechnet die an den Bundesbestrebungen beteiligten und seine Darbietungen mitgenießenden Familienangehörigen. Die Beiträge, die ihm zufließen, sind beträchtlich und in steter Zunahme begriffen. Die Stadtverwaltung ließ ihm ihre Unterstützung zuteil werden, größere Stiftungen wurden für ihn gemacht und weithin verfolgt man die Entwicklung dieser Gründung mit Aufmerksamkeit. Sie ist eine Volksbewegung geworden, deren Lauf noch kein Zeichen von Hemmung erkennen läßt.

*) Hans Weidenmüller, Leipzig. Erfolgreiche Kundenwerbung, Verlag Oskar Meister, Werdau i. Sa. (Halbleinenband, 4,50 M.)

Was die Organisation der neugegründeten Gemeinschaft zum Ziele hatte, war ursprünglich nur eine Art tatkräftiger Anregung: Verbreitung von Kunstwissen, Gewinnung der unteren Volksschichten für die Kunstbetrachtung, Einführung von Kunsterzeugnissen in das alltägliche Leben. Nachdem sich aber gezeigt hat, daß in Mannheim im Denken, Wollen und Fühlen der Bewohnerschaft Grundkräfte liegen, die zu den höchsten Leistungen fähig machen, jenen großen und sonst unerreichbaren Taten eines aus Begeisterung entstandenen Gemeinschaftswillens, konnten die Ziele erheblich erweitert werden.

Um die bildende Kunst dem Verständnis möglichst aller Schichten der Mannheimer Bevölkerung zu erschließen, um ihr Wesen und ihre Früchte wieder in innigeren Zusammenhang mit dem Leben jedes einzelnen zu bringen, sind im Bunde vorläufig folgende Unternehmungen ins Leben getreten:

1. Die „Akademie für jedermann", d. h. die Veranstaltung von regelmäßigen Lichtbilderabenden mit Vortrag oder Vorlesung über Kunst und verwandte Gebiete in einem eigens dafür eingerichteten und von der Stadt zur Verfügung gestellten Saale der Kunsthalle, dessen Einweihung am 23. Januar 1912 stattgefunden hat.

2. Einrichtung einer ständigen, jedermann zugänglichen Rat- und Auskunftsstelle, in der Kunsthalle für Kunstpflege des täglichen Lebens, insbesondere für künstlerische Wohnungspflege, die sich einer regen Nachfrage erfreut.

3. Planmäßige Kunstpropaganda durch vielseitige Ausstellungen, Schaffung einer Mustersammlung von Veröffentlichungen der Tagespresse; in beschränkterem Umfang auch durch Verbreitung geeigneter Schriften und Merkblätter, endlich aber durch zielbewußtes Zusammenwirken aller zur Förderung der bildenden Kunst und des Kunsthandwerks in Mannheim bereits vorhandenen oder noch entstehenden Organisationen u. a. m.

Die drei Ausstellungen, die bisher veranstaltet wurden: Moderne Druckschriften, Materialgerechte Kleinkunst und Moderne deutsche Plakate gaben einen vorzüglichen Überblick über die betreffenden Gebiete modernen Kunstgewerbes. Diese Ausstellungen sind ein eigenartiger Typus, die Zahl der ausgestellten Objekte ist meist sehr gering, dafür wird aber auf eine qualitative Höhe des Gebotenen streng gesehen.

Sie waren einzig in ihrer Art und geben Hoffnung, daß auf diese Weise große Erfolge erreicht werden.

Außerdem ist geplant, die Erwerbung geeigneter Kunstwerke für die Kunsthalle, das kunstwissenschaftliche Institut und die Akademie sowie insbesondere zur Verteilung als Haus- und Wandschmuck an die Teilnehmer des Bundes zu billigen Preisen.

Der Bund ist zwar eine Vereinigung zur Pflege der Kunst. In seiner Gesamterscheinung bedeutet er aber weit mehr. Er ist der idealistische Versuch eines Bevölkerungsganzen aus freier Regung heraus, wenigstens auf e i n e m Lebensgebiete den Prozeß der Kulturbildung zu beschleunigen, und zwar auf dem Gebiete, das geradezu als die Demonstration des Begriffes der Wesensgestaltung bezeichnet werden kann.

◈

Künstlerische Zündholzschachteln: Die französische Tabakregie hat die Ausgabe neuer, mit künstlerischen Bildern geschmückter Streichholzschachteln vorbereitet. Die tatsächlich recht gewöhnlichen und nichtssagenden Bilder der Streichholzschachteln erregten schon seit langem das Mißfallen Gebildeter. 66 Bilder der ersten Meister,

deren Originale im Louvre hängen, darunter Boucher, Drouais, Rembrandt, Rubens, van Dyck, Teniers, Fragonard, Watteau, werden nun künftig zum Schmucke der kleinen Schachteln herangezogen. Der Preis von 10 cent. pro Schachtel bleibt bestehen. Eine Million der neuen Schachteln wurden in den Fabriken zu Marseille bereits angefertigt, um demnächst in den Handel zu kommen.

Louis Ganzenmüller,
Paris.

Vertrag zum Schutze der Autorrechte zwischen Ungarn und den Vereinigten Staaten: In den letzten Jahren wurden häufig Arbeiten ungarischer Schriftsteller in den Vereinigten Staaten übersetzt und ohne Einwilligung der Autoren verbreitet bzw. aufgeführt. In Anbetracht der Dimensionen, in denen in Amerika die Verbreitung einzelner interessanten Romane oder die Aufführung eines guten „Schlagers" erfolgt, wurde durch den Mangel eines Autorenvertrages zwischen Ungarn und den Vereinigten Staaten mancher ungarische Autor empfindlich geschädigt. Kürzlich hat Ungarn mit den Vereinigten Staaten einen Vertrag geschlossen, dessen Wortlaut — wie unsere ungarische Ausgabe Szociálpolitikai Szemle mitteilt — wie folgt lautet:

1. Artikel. Jene Autoren (oder deren Rechtsnachfolger), die Staatsbürger oder Untertanen eines der beiden Staaten sind, genießen auf dem Territorium des anderen Landes in bezug auf ihre nichtveröffentlichten oder in einem der beiden Länder veröffentlichten literarischen Werke, Kunst-, Bühnen-, Musik- und photographischen Werke die gleichen Rechte, die die bezughabenden Gesetze derzeit oder in der Zukunft zugunsten der Inländer sichern. In obige Verfügung sind auch die Autorenrechte bezüglich des mechanischen Vortrages von Musikwerken eingeschlossen.

2. Artikel. Der Genuß und die Ausübung der durch die gegenwärtige Konvention gesicherten Rechte hängt von der Erfüllung jener Bedingungen und Formalitäten ab, die durch die Gesetze und sonstigen Rechtsnormen des Landes bestimmt werden, wo der Schutz auf Grund der gegenwärtigen Konvention beansprucht wird; der Genuß und die Ausübung dieser Rechte ist unabhängig davon, ob das Werk in dem Lande seiner Entstehung einen Schutz genießt.

3. Artikel. Die Zeitdauer des durch gegenwärtige Konvention gewährten Schutzes des Autorenrechtes regelt das Recht jenes Landes, wo der Schutz beansprucht wird.

4. Artikel. Die gegenwärtige Konvention wird ratifiziert und die Ratifikationsurkunden werden in Washington ausgetauscht werden.

5. Artikel. Die gegenwärtige Konvention tritt einen Monat nach dem Austausche der Ratifikationsurkunden in Kraft und bleibt in Kraft ein Jahr lang von dem Tage an gerechnet, an dem sie eventuell gekündigt wird.

Urkund dessen haben die Bevollmächtigten gegenwärtige Konvention in zwei Exemplaren, deren jedes in ungarischer und englischer Sprache abgefaßt ist, unterzeichnet und mit ihren Siegeln versehen.

Der Vertrag ähnelt dem zwischen Deutschland und der Union mit einigen anderen Ländern in den Vorjahren abgeschlossenen.

Zwischen der Union und Österreich kam im Jahre 1910 eine gegenseitige Verpflichtung zustande, die nicht mit einem Vertrag gesichert, sondern nur durch eine gegenseitige Proklamation erfolgte und die deshalb von den beiden Staaten zu jeder Zeit rückgängig gemacht werden kann

La.

Die Cahiers du Centre *): Jeder weiß, wie sehr Frankreich an den Nachteilen einer sich auf alle

*) Redaktion und Verlag: 16, Boulevard Chambonnet, Moulins-sur-Allier (Frankreich). Jahresbezug fürs Ausland: 4,80 M. für die gewöhnliche und 9,60 M. für die Luxusausgabe. Probeheft gegen Einsendung von 50 Pf.

Gebiete erstreckenden Zentralisation leidet. Weniger bekannt dürfte es sein, daß seit einiger Zeit und in manchen Punkten der französischen Provinzen gegen diesen Zentralismus und für die Schaffung neuer geistiger Zentren gearbeitet wird. Es sind erst bescheidene Anfänge, aber als erfreuliches Symptom dieses Wiedererwachens des Provinziallebens kann bereits auf zahlreiche Zeitschriften hingewiesen werden, die, weit ab von Paris gegründet, dennoch einen ausgedehnten Leserkreis haben finden können.

Unter diesen Zeitschriften nehmen die von Paul Cornu ins Leben gerufenen, bereits im 4. Jahrgang erscheinenden und seit zwei Jahren vom Verfasser dieser Zeilen geleiteten Cahiers du Centre eine besondere Stellung ein. Von allen Parteien unabhängig, vereinigen sie eine Gruppe von Dichtern, Künstlern, Gelehrten und Politikern, die, meistens aus Mittelfrankreich gebürtig, in den 30 bis jetzt herausgegebenen, gut ausgestatteten, oft illustrierten und fast insgesamt schon zu bibliographischen Seltenheiten gewordenen Bändchen interessante Werke von bleibendem Wert veröffentlicht haben. Besonders zu erwähnen sind: Mots d'écrit und Causeries von Jules Renard, La Peine aux chaumières von Emile Guillaumin *), eine Anthologie von Romain Rolland, Le Chaland de la Reine von Marguerite Audoux, J'ai trois robes distinguées von André Spire, Les Sports aux champs von Henri Bachelin, Faits divers von Charles-Louis Philippe, Fragments d'oeuvres von Stephane Servant, sowie eine Reihe sozialökonomischer Schriften. *Henri Buriot-Darsiles.*

*) Vgl. eine Notiz über E. Guillaumin in der Septembernummer 1909 der Dokumente des Fortschritts.

Der spanische „Futurismus": Ein spanischer Dichter Gabriel Alomar, von Palma auf den Balearen stammend, hat eine eigenartige poetische Richtung gegründet, die er selbst „Futurismus" (Zukunftsdichtung) nennt. Er will in seinen Werken alle menschheitlichen Kräfte, die nach vorwärts und aufwärts drängen, wiederspiegeln und eine Gedichtsammlung, die er in katalanischer Sprache herausgab, bringt tatsächlich manch kraftvolles Lied.

Der Gedanke und selbst das Wort „Futurismus" wurde übrigens einige Jahre später von einer italienischen Dichtergruppe, an deren Spitze der Mailänder Marinetti steht, aufgegriffen und als rein Nietzescher bzw. in der Verherrlichung der Gewalt noch über Nietzsche hinausgehender Gedanke ausgebaut. Marinetti hat schon in jungen Jahren sehr großen Anhang gefunden und sogar einigen politischen Einfluß gewonnen.

Die ursprüngliche Idee Alomars ist hingegen die reinere und schönere, und es ist zu bedauern, daß die These, die er unter dem Namen „Futurismus" verfocht, nun durch den größeren Erfolg der italienischen Gruppe ganz verdunkelt wurde.

Ein Bazillendrama (von Machette): Eine seltsame Theatervorstellung wurde vor einiger Zeit im Festsaale der Universität von Milwaukee gegeben. Die weiblichen Hörer der Universität stellten die verschiedenartigen Bazillen dar. Eine Anzahl von Photographien dieser kleinen Lebewesen wurden vergrößert und die Kostüme so präzise wie möglich danach entworfen.

Der Verfasser des Stückes sucht darin den Rassenkrieg zwischen Bazillus und Mensch darzustellen und verwebt in seine Handlung einige intime, allegorisch aufzufassende

Liebesgeschichten, so diejenige zwischen dem Helden Teddy-Tuberkel und der Heldin Betsy-Bacillus.

Dr. Ravenel, Professor an der Universität von Milwaukee, nahm an dem Stücke so viel Interesse, daß er dessen Aufführung durch seine Hörerinnen veranlaßte. — Angesichts der Ähnlichkeit des Stoffes mit den Motiven von Rostands bekanntem Drama Chantecler muß angemerkt werden, daß das Stück Machette's längere Zeit vor Chantecler geschrieben wurde.

Ein Schatz der Weltliteratur: Das wunderbare Werk des russischen Sozialphilosophen Dmitry Mereschkowski über Leonardo da Vinci ist vor kurzem in einer billigen Volksausgabe neu herausgekommen. Dieser historische Roman ist ein Muster dessen, was der historische Roman in den Händen feinsinniger und gebildeter Schriftsteller zu leisten vermag. Er gibt ein psychologisch in allen Einzelheiten durchgeführtes Gemälde der italienischen Renaissance und schildert mit einer Plastik, die höchstens in den Scènes tragiques des Grafen Gobineau bisher erreicht wurde, die Charaktere der Hauptpersönlichkeiten jener interessanten Zeit.

Wie bei allen russischen Schriftstellern, so liegt auch über Mereschkowskis großem Werk ein Schleier von Grüblertum und Melancholie, und es ergibt sich ganz von selbst, daß ein so grüblerischer und melancholischer Charakter wie Leonardo zum Helden dieses Buches wurde. Etwas von dem Problematischen, Selbstquälerischen erhalten dabei auch die übrigen großen Persönlichkeiten wie Machiavelli und Savonarola. Sie sind alle mehr oder weniger „russisch gefärbt". Trotz dieser Eigentümlichkeit bleibt das Werk Mereschkowskis eine der besten Schilderungen, die wir über diese Epoche besitzen und steht beispielsweise sicherlich bedeutend über dem dicken Michelangelo Werke Hermann Grimms, das sich an Schärfe der Charakterzeichnung nicht entfernt mit diesem historischen „Roman" vergleichen läßt *). *E. L.*

Der letzte Sommer **): Ricarda Huchs feingeschriebene, kleine Erzählung, eine der besten modernen Novellen in deutscher Sprache liegt leider erst in zweiter Auflage vor. Ricarda Huch gehört zu den Autoren des neuen Deutschland, zu denen auch Fontane gehörte, die mehr gerühmt als gelesen und gekauft werden. Dabei erfüllt diese „Erzählung in Briefen" eigentlich alle Bedingungen, um auch breite Lesermassen zu fesseln. Sie ist nicht nur psychologisch reizvoll und gut geschrieben, sondern sie ist auch packend im edelsten Sinne, trotz jeder Detektivgeschichte.

Die Fabel ist einfach: Ein russischer Anarchist ist beauftragt, den Gouverneur während seines Landurlaubs zu ermorden. Der Anarchist wird Sekretär und angeblicher Beschützer des Gouverneurs. Die in einer, auf Anraten des Sekretärs angeschafften Schreibmaschine, versteckte Bombe explodiert, während der Gouverneur einen zärtlichen Brief an seine Kinder schreibt.

Die Schilderung der inneren Gefühlswellen, die dieses dem Untergang geweihte Haus durchströmen,

*) Mereschkowsky, Dmitry „Leonardo da Vinci". Historischer Roman aus der Wende des XV. Jahrhunderts. Vom Verfasser autorisierte deutsche Übersetzung. Erste, vollständige Ausgabe. Gebunden. Preis M. 3. — Leipzig 1911, Verlagsbuchhandlung Schulze & Co.

**) Stuttgart, Deutsche Verlagsaustalt, Preis 2,80,

die trotz aller Sympathie für sein Opfer unerschütterliche Entschlossenheit des Anarchisten machen aus dieser kleinen Dichtung eine Zeitschilderung von großem Wert. Die Arbeit, hat auch, ganz abgesehen von ihrer künstlerischen Abrundung, als geschichtspsychologisches Stimmungsbild, selbst neben den Werken der großen russischen Epiker eine durchaus selbständige Bedeutung. *E. L.*

◈

Ein neuer sozialer Roman: Wenn ich unter dieser Überschrift über meinen Roman: „Prinzessin"*) berichte, will ich hinzufügen, daß sich dieser soziale Roman durchaus auf süddeutschen Verhältnissen aufbaut. Hier im Süden sind mehr Berührungspunkte zwischen den Angehörigen der verschiedenen politischen Parteien und Gesellschaftsschichten gegeben. So ist die Erscheinung des sozialen Großstadtpfarrers, die ich in meinem Buche geschildert habe, durchaus keine rühmliche Ausnahme. Bin ich doch selbst in langjähriger gemeinsamer Arbeit immer wieder Zeuge seines segensreichen Einflusses geworden, der sich fern von jeglicher Splitterrichterei und jeglichem Bekehrungsversuche hält. Auch Berthold Schwarz, der zielbewußte aufstrebende Proletarier, wurzelt in süddeutschem Boden, trotzdem alles Gute, oder, sagen wir ruhig, alles Große seines Charakters auch in seinen norddeutschen Brüdern zu finden sein wird. Schwerer aber mag für jene ein Sich -anpassen und Verstehen an und mit den Vertretern der bürgerlichen Klassen werden. Der Grundgedanke meines Buches, das „über dem Klassenkämpfer steht der Mensch!", den Lily Weber, das Mädchen aus gutem Bürgerhause, äußert, das im Leben grausam Schiffbruch gelitten, um, durch Berthold Schwarz vor dem Schlimmsten gerettet, sich durch ihn erst ihrer eigenen Tüchtigkeit bewußt zu werden, mag auch bei uns den stärkeren Widerhall finden. Vielleicht vermag der Roman aber gerade dadurch auch viele im Norden zu interessieren.

Ich darf mit gutem Gewissen sagen: Ich habe keine Romanfiguren erdacht, sondern in das Leben um mich her hineingegriffen, um eine Dankesschuld an jene abzutragen, die mich dieses Leben erst kennen lehrten, indem sie der bürgerlichen Frau ihr Vertrauen nicht versagten. Vieles ist gewiß auch hier durch die Brille einer bürgerlichen Weltanschauung gesehen, aber es war auch niemals meine Absicht, ein sozialdemokratisches Buch zu schreiben, sondern lediglich eines, das tiefer, besonders auch die Frauen tiefer ins Verständnis jener Kreise hineinführen kann. Mancher wird die Berechtigung des Untertitels: „Sozialer Roman" ablehnen, da es sich mehr um die Schilderung eines Einzelschicksals handle. Darüber läßt sich natürlich streiten. Ich halte mich zu seiner Annahme berechtigt, da sich dies Einzelschicksal auf dem Hintergrund sozialer Geschehnisse abzeichnet, wenn ich in dem Buche auch keine Massendarstellungen gegeben habe.

Marie Schloß,
Karlsruhe.

◈

Ein stilles Buch*): „Frau Sophie und ihre Kinder" enthält keine effektvolle dramatische Handlung. Ich habe versucht, die Gewalt all der Alltagsforderungen zum Ausdruck zu bringen, die so unwesentlich erschei-

*) Verlag von Reuß & Itta, Konstanz, geh. Mk. 3.—, geb. Mk. 4.—.

*) Franziska Mann, Frau Sophie und ihre Kinder, Frankfurt a. M., Verlag von Rütten und Loening.

Liebesgeschichten, so diejenige zwischen dem Helden Teddy-Tuberkel und der Heldin Betsy-Bacillus.

Dr. Ravenel, Professor an der Universität von Milwaukee, nahm an dem Stücke so viel Interesse, daß er dessen Aufführung durch seine Hörerinnen veranlaßte. — Angesichts der Ähnlichkeit des Stoffes mit den Motiven von Rostands bekanntem Drama Chantecler muß angemerkt werden, daß das Stück Machette's längere Zeit vor Chantecler geschrieben wurde.

Ein Schatz der Weltliteratur: Das wunderbare Werk des russischen Sozialphilosophen Dmitry Mereschkowski über Leonardo da Vinci ist vor kurzem in einer billigen Volksausgabe neu herausgekommen. Dieser historische Roman ist ein Muster dessen, was der historische Roman in den Händen feinsinniger und gebildeter Schriftsteller zu leisten vermag. Er gibt ein psychologisch in allen Einzelheiten durchgeführtes Gemälde der italienischen Renaissance und schildert mit einer Plastik, die höchstens in den Scènes tragiques des Grafen Gobineau bisher erreicht wurde, die Charaktere der Hauptpersönlichkeiten jener interessanten Zeit.

Wie bei allen russischen Schriftstellern, so liegt auch über Mereschkowskis großem Werk ein Schleier von Grüblertum und Melancholie, und es ergibt sich ganz von selbst, daß ein so grüblerischer und melancholischer Charakter wie Leonardo zum Helden dieses Buches wurde. Etwas von dem Problematischen, Selbstquälerischen erhalten dabei auch die übrigen großen Persönlichkeiten wie Machiavelli und Savonarola. Sie sind alle mehr oder weniger „russisch gefärbt". Trotz dieser Eigentümlichkeit bleibt das Werk Mereschkowskis eine der besten Schilderungen, die wir über diese Epoche besitzen und steht beispielsweise sicherlich bedeutend über dem dicken Michelangelo Werke Hermann Grimms, das sich an Schärfe der Charakterzeichnung nicht entfernt mit diesem historischen „Roman" vergleichen läßt *). *E. L.*

Der letzte Sommer **): Ricarda Huchs feingeschriebene, kleine Erzählung, eine der besten modernen Novellen in deutscher Sprache liegt leider erst in zweiter Auflage vor. Ricarda Huch gehört zu den Autoren des neuen Deutschland, zu denen auch Fontane gehörte, die mehr gerühmt als gelesen und gekauft werden. Dabei erfüllt diese „Erzählung in Briefen" eigentlich alle Bedingungen, um auch breite Lesermassen zu fesseln. Sie ist nicht nur psychologisch reizvoll und gut geschrieben, sondern sie ist auch packend im edelsten Sinne, trotz jeder Detektivgeschichte.

Die Fabel ist einfach: Ein russischer Anarchist ist beauftragt, den Gouverneur während seines Landurlaubs zu ermorden. Der Anarchist wird Sekretär und angeblicher Beschützer des Gouverneurs. Die in einer, auf Anraten des Sekretärs angeschafften Schreibmaschine, versteckte Bombe explodiert, während der Gouverneur einen zärtlichen Brief an seine Kinder schreibt.

Die Schilderung der inneren Gefühlswellen, die dieses dem Untergang geweihte Haus durchströmen,

*) Mereschkowsky, Dmitry „Leonardo da Vinci". Historischer Roman aus der Wende des XV. Jahrhunderts. Vom Verfasser autorisierte deutsche Übersetzung. Erste, vollständige Ausgabe. Gebunden. Preis M. 3. — Leipzig 1911, Verlagsbuchhandlung Schulze & Co.

**) Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt, Preis 2,80,

die trotz aller Sympathie für sein Opfer unerschütterliche Entschlossenheit des Anarchisten machen aus dieser kleinen Dichtung eine Zeitschilderung von großem Wert. Die Arbeit, hat auch, ganz abgesehen von ihrer künstlerischen Abrundung, als geschichtspsychologisches Stimmungsbild, selbst neben den Werken der großen russischen Epiker eine durchaus selbständige Bedeutung. *E. L.*

◈

Ein neuer sozialer Roman: Wenn ich unter dieser Überschrift über meinen Roman: „Prinzessin"*) berichte, will ich hinzufügen, daß sich dieser soziale Roman durchaus auf süddeutschen Verhältnissen aufbaut. Hier im Süden sind mehr Berührungspunkte zwischen den Angehörigen der verschiedenen politischen Parteien und Gesellschaftsschichten gegeben. So ist die Erscheinung des sozialen Großstadtpfarrers, die ich in meinem Buche geschildert habe, durchaus keine rühmliche Ausnahme. Bin ich doch selbst in langjähriger gemeinsamer Arbeit immer wieder Zeuge seines segensreichen Einflusses geworden, der sich fern von jeglicher Splitterrichterei und jeglichem Bekehrungsversuche hält. Auch Berthold Schwarz, der zielbewußte aufstrebende Proletarier, wurzelt in süddeutschem Boden, trotzdem alles Gute, oder, sagen wir ruhig, alles Große seines Charakters auch in seinen norddeutschen Brüdern zu finden sein wird. Schwerer aber mag für jene ein Sich -anpassen und Verstehen an und mit den Vertretern der bürgerlichen Klassen werden. Der Grundgedanke meines Buches, das „über dem Klassenkämpfer steht der Mensch!", den Lily Weber, das Mädchen aus gutem Bürgerhause, äußert, das im Leben grausam Schiffbruch gelitten, um, durch Berthold Schwarz vor dem Schlimmsten gerettet, sich durch ihn erst ihrer eigenen Tüchtigkeit bewußt zu werden, mag auch bei uns den stärkeren Widerhall finden. Vielleicht vermag der Roman aber gerade dadurch auch viele im Norden zu interessieren.

Ich darf mit gutem Gewissen sagen: Ich habe keine Romanfiguren erdacht, sondern in das Leben um mich her hineingegriffen, um eine Dankesschuld an jene abzutragen, die mich dieses Leben erst kennen lehrten, indem sie der bürgerlichen Frau ihr Vertrauen nicht versagten. Vieles ist gewiß auch hier durch die Brille einer bürgerlichen Weltanschauung gesehen, aber es war auch niemals meine Absicht, ein sozialdemokratisches Buch zu schreiben, sondern lediglich eines, das tiefer, besonders auch die Frauen tiefer ins Verständnis jener Kreise hineinführen kann. Mancher wird die Berechtigung des Untertitels: „Sozialer Roman" ablehnen, da es sich mehr um die Schilderung eines Einzelschicksals handle. Darüber läßt sich natürlich streiten. Ich halte mich zu seiner Annahme berechtigt, da sich dies Einzelschicksal auf dem Hintergrund sozialer Geschehnisse abzeichnet, wenn ich in dem Buche auch keine Massendarstellungen gegeben habe.

Marie Schloß,
Karlsruhe.

◈

Ein stilles Buch*): „Frau Sophie und ihre Kinder" enthält keine effektvolle dramatische Handlung. Ich habe versucht, die Gewalt all der Alltagsforderungen zum Ausdruck zu bringen, die so unwesentlich erschei-

*) Verlag von Reuß & Itta, Konstanz, geh. Mk. 3.—, geb. Mk. 4.—.

*) Franziska Mann, Frau Sophie und ihre Kinder, Frankfurt a. M., Verlag von Rütten und Loening.

nen und die doch Riesen sind, die ihre Fäuste auf Seelen und Herzen pressen. Wie ein Mensch aus diesem oft lautlosen, immer unvermeidlichen Kampf zuletzt hervorgeht, das allein ist das Entscheidende für die Kraft seiner Persönlichkeit.

Den Inhalt des Buches anzugeben, erscheint mir überflüssig, oder richtiger ausgesprochen, nicht möglich, weil mir der Inhalt nicht die Ursachen des Hoffens, des Verzichtens, des Sichbegeisterns jener Frau Sophie sind, sondern mir ist der Inhalt all das einfach Menschliche, mit dem ich mein Werk erfüllen zu müssen geglaubt habe. — Ich wollte nichts „Neues" sagen, nur d e n Klang vernehmen lassen, der trotz aller Fortschritte — wirklicher oder eingebildeter — zu allen Zeiten in der Brust derer ausgelöst werden wird, die reich an Idealen, an Enthusiasmus und an Tatkraft sind.

Der Herbst verwandelt mit Sicherheit die Farben in der Natur, das Leben ebenso sicher die Seele. Ihr Glanz muß trotzdem nicht verloren gehen. Von solchem unvergänglichen Schimmer einen Hauch in mein Werk strömen zu lassen, war mein Ziel.

Franziska Mann,
Berlin.

Eine neue Oper in London: Der Direktor der Manhattan-Oper zu New-York, Oskar Hammerstein, hat soeben vom London County Council ein beträchtliches Grundstück erworben, welches in Kingsway gelegen ist, der zukünftigen Hauptstraße der Metropole. Er errichtet dort ein neues Opernhaus mit 3500 Sitzplätzen. Dieses Theater wird das ganze Jahr hindurch geöffnet sein und alle alten und modernen Stücke von wirklichem Wert aufführen.

Sein Personal wird das neue Theater nur aus hervorragenden Talenten zusammenstellen und wird aus seinen Aufführungen alle Banalität ausschließen. So wird man z. B. nicht mehr Gefahr laufen, „Die Hugenotten" von Meyerbeer an einem Abend in zwei Sprachen hören zu müssen: von einem italienischen Tenor, Herrn v. Marchi, und einer französischen Sängerin, Mme. Lucienne Bréval, jedes in seiner Muttersprache. Man muß diesen Eindruck erlebt haben, wie in dem berühmten Duo des vierten Aktes Raoul auf italienisch seine Albernheiten Valentine zusang, die ihm französisch antwortete. Die Chöre, zusammengesetzt aus Deutschen, Belgiern und Italienern, boten eine Vielfältigkeit in der Aussprache, die die unfreiwillige Komik noch erhöhte.

Die Opern, die das neue Haus im ersten Jahre zur Aufführung bringen will, werden gewählt sein aus den besten Werken von Débussy, Déodaide Severac, Xaviers Leroux, Isidore d. Lara, Samuel Rousseau, R. Hahn.

Die Direktion hat sich auch das Bühnenrecht einiger ungedruckter Werke bereits erworben, und ganz besonders das der Tolosa von Jean van den Eyden, von der königl. belgischen Akademie, zu dem Texte von Fernand Mazade und Jules Noël.

RICHTUNGLINIEN DES FORTSCHRITTS

VON PROFESSOR DR·R·BRODA·PARIS

PSYCHISCHE WANDLUNGEN.

WENN wir uns den Fortschritt in der organischen Schöpfung, wie Entwicklungslehre und Einzelwissenschaften ihn aufzeigen, seinem wesentlichsten Inhalte nach anschaulich machen wollen, so tun wir dies am besten in der Gegeneinanderhaltung der Lebensinhalte der Vertreter der verschiedenen Entwicklungsetappen. Der Lebensinhalt des Tieres ist die Befriedigung der natürlichen Triebe und Stillung des Geschlechtstriebes, und nur in der Fürsorge für die Jungen hat sich, weil im Kampf ums Dasein solche Fürsorge ebenso wichtig für die Erhaltung der Gattung war als Ernährung und Geschlechtstrieb selbst, eine Ergänzung dieses primitiven Lebensinhaltes ausgebildet, die ihrerseits nach den Lebensinhalten des Menschen hinüberweist.

Beim Naturmenschen bilden zwar auch weiterhin Ernährung und Begattung Kernmomente im Dasein; aber wie erwähnt, tritt das Familiengefühl und treten ferner eine Reihe von differenzierten Glückstrieben ins Leben ein, wie auch religiöse, künstlerische und vielfache andere Ansätze. Trotzdem kann für den Naturmenschen und weiter über ihn hinaus für die Massen noch der Jetztzeit festgehalten werden, daß sie im wesentlichen das Leben ihrer organischen Triebe leben.

Eine dritte und höhere Stufe der Entwicklung, wie sie sich in der Elite der Kulturvölker ausgebildet hat, liegt darin, daß nicht mehr die eng persönlichen, an die organischen Lebensfunktionen gebundenen Triebe das Leben bedeuten, sondern die Verfolgung von Idealen, die weit über diese enge Begrenzung hinausgeht. Der Mensch lebt dann das Leben der ganzen Gattung; er empfindet nicht so sehr seine eignen Schmerzen, als die der Allgemeinheit, freut sich nicht mehr bloß am eignen Glück, sondern auch an irgendwelchen allgemeinen Idealen und Bestrebungen.

Selbstverständlich leben in jeder höheren Entwicklungsstufe auch die niederen Triebe fort; der Naturmensch vergißt ob seinem Glücksstreben nicht die elementaren Notwendigkeiten der Lebenserhaltung und auch der Kulturmensch ob seinem Ideal weder die Notwendigkeit der Erhaltung des Lebens noch das Streben nach persönlichem Glück; aber das höhere Moment wird Charakteristikum seines psychischen Lebens. Und wenn wir unser Problem im Lichte der indischen Vedantaphilosophie mit ihrer Lehre von der wachsenden Vergeistigung des Alls als wesentlichem Fortschrittsinhalt betrachten wollen, so vollzieht sich im modernen, seinen Idealen lebenden Kulturmenschen der Übergang von einem im wesentlichen stofflichen Naturwesen, das noch nahe an die Pflanzen mit ihrer straffen Bindung

an ein vorgezeichnetes Dasein engumgrenzter Lebensfunktionen erinnert, zum Geiste, der sich loslöst von all dem spezifisch Körperlichen, der wesensgleich wird jenen Geistern, die wir uns, von ganz anderen organischen Entwicklungen her, etwa auf anderen Gestirnen sich entwickelnd, vorstellen können, dem Geist an sich, der eben dem Körperwesen gegenübersteht.

Gewiß soll damit nicht in den alten dualistischen Fehler einer Gegenüberstellung des Körpers und der Seele, die fähig wäre, unabhängig von diesem zu leben, verfallen werden. Was wir Geist oder Seele nennen, ist natürlich nur als eine höhere Stufe der Lebensfunktionen überhaupt, wie sie sich in primitiver Weise schon im Tiere entfaltet, aufzufassen; doch auf seiner höheren Entwicklungsstufe steht der ausgebildete Menschengeist eben zu den niederen Entwicklungsstufen des bloß animalischen Lebens in einem ausgeprägten Gegensatz.

Wollen wir nach den Wegen fragen, auf denen wir bewußt diese Vergeistigung des Menschen, dieses Überwiegen geistiger Interessen über die organisch körperlichen fördern können, so müssen wir uns vor Augen halten, daß die letzteren dort, wo sie unbefriedigt sind, jedes höhere Interesse ertöten. Der hungrige Mensch ist eines idealen Aufschwungs nicht fähig, der elementare Geschlechtstrieb ist nur zu geneigt, jedes höhere ideale Pflichtgefühl zu Boden zu schlagen, der physische Schmerz ertötet im allgemeinen jede Loslösung vom körperlichen Ich. Erst wenn die physischen Triebe ihre Befriedigung, wenigstens bis zu gewissen Grenzen, gefunden haben, wenn der Hunger gestillt, die Möglichkeit für normale Geschlechtsbeziehungen gegeben, wenn auch im übrigen rein materielles Elend gehoben ist, können sich die höheren Triebe entfalten. Beseitigung der Not also ist die erste Vorbedingung für höhere Entwicklung, und in der Geschichte hat sich tausendfach bewahrheitet, daß nur Völker und Klassen, die zu einem gewissen Reichtum, zu einem gewissen Emporwachsen über die Sorgen ums tägliche Brot gelangt waren, sich höheren Kulturinteressen haben hingeben können. Die Lösung der sozialen Frage als Weg zur Beseitigung des materiellen Elends ist also notwendiges Moment in dieser biologischen Aufwärtsentwicklung der Gattung.

Das zweite Moment liegt in einer Erziehung, welche dem Einzelnen die Erbgüter seiner Gattung resp. seines Volkes zugänglich macht und ihn dort seinen eigenen Höhenflug beginnen läßt, wo ihn die seelische Entwicklung der Gesamtheit hingeführt.

Bedeutet die demokratische Schulpolitik unserer Zeit, bedeuten die Ansätze zur Lösung der sozialen Frage schöne und hoffnungsvolle Punkte für nahen und großen Fortschritt auf dem Wege zum Ideal als Lebensinhalt, so darf nicht übersehen werden, daß unsere Zeit ein anderes Moment in sich birgt, das mit schwerem Rückschlag drohte, würden nicht entsprechende Maßregeln ergriffen werden. In all den Zeitepochen der Vergangenheit hat sich die Emporhebung des Einzelnen über das Leben seiner physischen Sorgen vor allem in der Religion vollzogen. In ihr erklomm er einen Überblick des Alls, von dessen Ursprung, von dessen Bestimmung. — Das Versinken der traditionellen Religionen, wie es durch deren Nichtübereinstimmung mit den Ergebnissen der modernen Wissenschaft, durch die allgemeine Krisis der Autorität und eine Reihe anderer sozialpsychischer Momente herbeigeführt wurde, schneidet diese Linie ab, und es erwächst die Gefahr, daß der relative Fortschritt, der im Agnostizismus gegenüber einer als unwahr erkannten religiösen Meinung, vom rein logischen Standpunkt aus betrachtet,

gegeben ist, organisch einen Rückfall von der obgeschilderten Epoche des idealen Lebensinhaltes in die Epoche des von rein materiellen Eigeninteressen gebildeten Lebensinhaltes bedeuten würde.

Demgegenüber muß all unsere Hoffnung darauf gerichtet sein, daß sich eine neue psychische Macht ausbilde, ebenso stark, ebenso wohltätig wie die alten Religionen, aber nicht behaftet mit einem Dogma, das von der fortschreitenden Wissenschaft überholt und als unrichtig nachgewiesen wird; die von der fortschreitenden Wissenschaft gefundenen Wahrheiten würden als ihr jeweiliges, relatives, der Zeit nach bedingtes Dogma zu gelten haben, ohne einer neuen höheren Wahrheit den Platz zu verstellen. Die monistische Bewegung in Deutschland verspricht, eine solche psychische Macht zu werden, die sehr wohl das Erbe der alten Religionen anzutreten und dem Menschen einen über seine Alltagssorgen hinausgehenden, höheren Lebensinhalt zu geben berufen sein kann. —

Über ihren spezifischen Rahmen hinaus jedoch müssen wir uns darüber klar werden, daß die eigentlich höhere Entwicklungsstufe des menschlichen Lebensinhalts in folgenden Punkten liegt: Der Einzelne lebt das Leben der Gattung (nicht nur das eigene), d. h., nach der Vervollkommnung des Menschengeistes strebt er ebensosehr als nach der Befriedigung seiner persönlichen Lebenswünsche und seine Freuden liegen nicht nur im eigenen Glück, sondern auch in den Fortschritten der Gattung. Und gerade diese Weitung des Lebensinhalts bildet sich heran in der Weitung der Solidaritätsempfindung, wie sie gerade für unsere Zeit so charakteristisch ist.

In der Vergangenheit hat sich bekanntlich der Egoismus des Einzelnen zum Egoismus der Familie und des Stammes geweitet, der nach außen hin altgewohnte Gewalttat übte, zwischen den Mitgliedern der Familie und des Stammes aber unbedingtem Solidaritätsgebot wich. Wir haben gesehen, daß sich die Stämme zu Völkern erweitert und daß der Einzelne das Glück der Volksgenossen dem eigenen mehr oder minder gleichgestellt hat. Heute erleben wir das großartige Schauspiel einer Weitung dieses nationalen Solidaritätsempfindens zum menschheitlichen Solidaritätsempfinden, und eben hierin liegt die Quelle für die Mitfreude an den allgemeinen Fortschritten des menschlichen Geisten (wie er in der Wissenschaft seine Organisierung gefunden), an der wachsenden Macht der menschlichen Kraft über die Naturkräfte, an der wachsenden Vervollkommnung aller sozialen, politischen und geistigen Institutionen auf Erden.

Vielleicht soll nuancierend noch gesagt werden, daß, um das Leben der Gattung zu leben, der Fortschritt der Gattung zum Einzelideal erhoben werden muß; nur die Bewegung, nur die Aufwärtsentwicklung der Gattung ist befähigt, wirkliche seelische Lustgefühle auszulösen und die Vorbahnung solchen Fortschritts wird uns ja von der Entwicklungslehre*) als innerster, von der Natur gesetzter Beruf dargetellt.

Vielleicht darf an dieser Stelle in den „Dokumenten des Fortschritts" daran erinnert werden, daß die Zeitschrift eben jenem Imperativ zulieb gegründet wurde. Jedem einzelnen Leser sollte die Fühlungnahme mit dem Fortschritt der Menschheit auf politischem und ökonomischem, sozialem und geistigem, künstlerischem und religiösem Gebiet erleichtert

*) Siehe für eingehende Behandlung meinen Aufsatz in der Septembernummer 1910 dieser Zeitschrift.

werden. Wir hofften so die Freude am Gattungsfortschritt, den Wunsch nach Mitarbeit an der Selbstvervollkommnung der Gattung in jedem einzelnen unserer Leser wecken und mehr und mehr dieser Mitfreude am Gattungsfortschritt, dieser Freude eigenen Mitarbeitens am allgemeinen Werke in die persönlichen Lebensinteressen der Einzelnen Eingang verschaffen zu können, was eine neue Entwicklungsepoche im organischen Fortschritt der lebendigen Welt (wie im Vorhergehenden ausgeführt) zu bedeuten hätte.

Allerdings mußte uns klar werden, daß die bloße Lektüre einer Zeitschrift vielleicht nicht jene mächtigen Kräfte auslösen könne, welche zu solch organischer Wandlung befähigen. Das große Umformungswerk der alten Religionen ist auch nicht durch bloße Lektüre von Büchern, seien sie auch von so unvergleichlicher Beredsamkeit wie Veden oder Bibel gewesen, getan worden, und auch in dieser Lektüre wieder muß neben dem unmittelbaren Einfluß der im Buch enthaltenen Gedanken der mystische Schauer, der von dessen Alter und angenommener übernatürlicher Inspirierung ausging, berücksichtigt werden; all dies kann bei Druckwerken der Gegenwart nicht mehr in Frage kommen. Auch in der Vergangenheit haben sich die großen psychischen Wirkungen nicht im isolierten Einzelmenschen, sondern in der Gemeinschaft gleichstrebender Menschen vollzogen. In den organisierten religiösen Gemeinschaften haben sich jene Ideale entfaltet, welche den Einzelnen über sein Alltagsleben hinaustrugen.

So wird es auch heute notwendig sein, all diejenigen, welche den Fortschritt der Menschheit als persönliches Glück mitempfinden, welche am Fortschritt der Menschheit persönlich, bewußt als Selbstzweck mitarbeiten wollen, in Gemeinschaften zusammenzufassen, deren Fluidums der Mensch nun einmal heute noch kaum entraten kann. Es müssen Gemeinden geschaffen werden, gebildet aus Freunden des neuen Ideals, welche durch Vorlesungen über die stets neuen und herrlicheren Tatsachen des menschheitlichen Fortschritts die Freude am Mitleben desselben bei ihren Mitgliedern beleben und in Zweigkomitees jedem Einzelnen die Möglichkeit geben würden, sich im Rahmen seiner Lebensstellung, seiner Befähigungen und Neigungen an der Vervollkommnung der menschlichen Organisation, an sozialer, politischer und geistiger Reform zu beteiligen.

Diesem Endzwecke dient, wie bereits im Vorjahr an dieser Stelle erwähnt, die Gründung des Instituts für internationalen Austausch fortschrittlicher Erfahrungen. Ein begrenzter Arbeitsinhalt mußte für den Anfang gewählt werden, um zunächst gruppenbildend wirken zu können, denn der konkrete Zweck des Erfahrungsaustausches, dessen Nützlichkeit ja jedem Unvoreingenommenen klar sein muß, war geeignet, Menschen zu sammeln, während das weitausgreifende Ideal des Mitlebens des Gattungsfortschritts in seiner Realität erst e m p f u n d e n werden muß, bevor es lebendige Kraft werden kann. Vielfache persönliche Erfahrung hat dem Schreiber dieser Zeilen gezeigt, daß es vergebliche Mühe wäre, ein solches Ideal theoretisch darzustellen und für seine Verwirklichung Anhänger zu gewinnen. Auch bei der Abfassung dieses Aufsatzes gibt er sich keiner Illusion darüber hin, daß er wenig oder keine neuen Freunde für die neue Sache gewinnen werde. Dies liegt in ihrem Wesen: der psychische Wert des neuen Lebensinhaltes muß empfunden, kann nicht gedanklich erlernt werden, und damit er empfunden werden könne, müssen Gemeinschaften bestehen, welche das Milieu bilden, aus dem die neuen psychischen Elemente erwachsen sollen. Zu solchem Milieu scheinen mir allerdings die Ortsgruppen unseres Instituts durchaus geeignet,

denn der Austausch fortschrittlicher Erfahrungen hatte und hat ja offenbar den Zweck, Fortschritt beim eigenen Volke, Fortschritt bei allen Völkern zu zeugen. Wer sich aber in diesem Sinne dem Austausch fortschrittlicher Erfahrungen hingibt, bekennt sich zum Fortschrittsideal und wird psychisch disponiert sein, darin allmählich — in mehr oder minder ausschließlicher Weise — persönlichstes Interesse, persönlichen Daseinszweck zu erblicken.

Unser Institut wird sich — in bewußt planvoller Weise all die fortschrittlichen Bewegungen der Erde durch die spezifische Methode der Heranziehung fortschrittlicher Erfahrungen fördernd — allmählich seinem Zwecke nähern: den Fortschritt im Lichte der Entwicklungslehre als biologische Notwendigkeit seinen Anhängern begreiflich zu machen; dahin zu wirken, daß der Fortschritt nicht bloß als Befreier von konkreten Übelständen, unter denen man etwa selbst leidet, willkommen sei, sondern darum, weil er Naturberuf jeder organischen Gattung und so auch der Menschheit ist und jeder Einzelne seiner höchsten organischen Pflicht gerecht wird, wenn er all sein Können und Wollen in den Dienst der organischen Fortentwicklung seiner Gattung stellt; endlich eine Kulturpartei zu sammeln zur Förderung aller Reformen, welche dem Fortschritt der Menschheit dienen und also Teilakte der bewußt planvollen Selbstvervollkommnung der Menschheit darstellen.

Ebenso werden unsere lokalen Gruppen selbst neben der Förderung konkreter Reformen um des Nutzens willen, den sie stiften, auch die Rückwirkung dieses fortschrittlichen Strebens auf ihre Mitglieder mehr und meht als wesentlich wichtig betrachten müssen. Unsere Gruppen werden in Zukunft neben den Aktionen purer Nützlichkeit, als die unsere Vorträge heute zu betrachten sind, andere Vorträge veranstalten müssen, die ihre Mitglieder über den sozialen und geistigen Fortschritt der Menscheit auf dem laufenden zu halten und in ihnen Freude am Fortschritt zu erwecken vermögen.

An all die Mitglieder unseres Instituts und an alle noch jenseits stehenden Freunde richte ich darum die Bitte, sich an dieser Weiterbildung unserer Gruppen zu beteiligen, mir Anregungen zukommen zu lassen, in welcher Weise diese retroaktiven psychischen Zwecke am besten erreicht werden können und mitzuarbeiten an der stets strafferen Organisierung unserer Gruppen als psychischer Gemeinschaften *).

*) Auch in der Kunst wird diese neue, vom eng menschlichen Augenblicksinteresse losgelöste Auffassung ihre Widerspiegelung finden müssen. Siehe nach dieser Richtung meinen Aufsatz über „Neue Kunsttendenzen in Ost und West" in der Januarnummer 1908 dieser Zeitschrift.

KORRESPONDENZEN

ÖKONOMISCHE ENTWICKLUNG

CHRONIK

EINE Gesellschaft für Weltmarkenrecht: Es bedarf keines besonderen Hinweises, welche Rolle im Verkehr die Fabrik- und Handelsmarke oder wie man heute sagt, das Warenzeichen spielt. Es ist bestimmt, nicht immer im Heimatsstaate, sondern oft auch in fremden Ländern Zeugnis abzulegen für seinen Herrn; es dient dazu, die Echtheit der Ware im In- und Auslande zu garantieren. Dadurch bildet die Marke eine der wirksamsten Waffen, deren sich der Fabrikant und Händler im wirtschaftlichen Kampfe bedient. Eine gut eingeführte Marke stellt einen wertvollen Vermögensbestandteil dar; je größer ihr Wert, desto größer sind aber auch die Anfechtungen, denen sie von seiten unlauterer Elemente ausgesetzt ist.

In allen zivilisierten Staaten empfindet man deshalb das Bedürfnis nach einem wirksamen gesetzlichen Schutze gegen Imitationen oder ähnliche Angriffe.

Allerdings weichen die Systeme, die in den verschiedenen Ländern hinsichtlich des Markenschutzes gelten, wesentlich voneinander ab. Hauptsächlich sind zwei Gruppen zu unterscheiden, je nach den Voraussetzungen, an welche der gesetzliche Schutz geknüpft ist. Das erste System gewährt den Schutz demjenigen, der die Marke zuerst verwendet hat. Hier schafft die Benutzung des Zeichens ein Recht, das vielleicht mit dem Erfinder- oder Urheberrecht verglichen werden kann. Es entsteht in der Person desjenigen, der die Marke erfindet oder die etwa bisher herrenlose Marke ergreift und als Bezeichnung seiner Waren in den Verkehr einführt. Die Hinterlegung der Marke bei einer Behörde hat bei diesem System nur die Bedeutung, ein Beweismittel für die bereits erworbene materielle Recht zu schaffen. Dieses System beherrscht insbesondere das französische Recht und die Gesetze derjenigen Staaten, die dem Beispiele Frankreichs gefolgt sind.

Das ausgesprochene Gegenstück zu diesem Prinzip bildet das deutsche Markenrecht, welches gar keinen Wert auf die Benutzung der Marke legt, sondern den gesetzlichen Schutz ausschließlich demjenigen gewährt, für den die Marke in das beim kaiserlichen Patentamte geführte Warenzeichenregister eingetragen ist.

Die Gesetze der übrigen Länder schließen sich mehr oder weniger eng an das eine oder andere System an, weisen teilweise auch Zwischenstufen und Nuancen auf; kurzum, es zeigt sich auf diesem Gebiet ein ziemlich buntscheckiges Bild. Diese Ungleichheit hat große Nachteile für denjenigen im Gefolge, der für seine Waren den Weltmarkt zu erobern sucht. Der ungeheure Aufschwung, den Deutschlands Handel und Industrie im Laufe der letzten Jahrzehnte erfahren haben, und der die deutschen Produkte in alle Länder der Welt

führt, bedingt es, daß die Deutschen diesen Mangel am deutlichsten empfinden; und es ist daher natürlich, daß in letzter Zeit gerade in Deutschland der Ruf nach Abhilfe wiederholt laut geworden ist.

Eine Anzahl auf dem Gebiete des Markenrechts erfahrener Männer hat sich neuerdings zu einer „Gesellschaft für Weltmarkenrecht" vereinigt, um diese Bestrebungen zur Verwirklichung zu führen. Allgemein ist man darüber einig, daß die Verwirklichung des Gedankens ernste und langjährige Arbeit erfordern wird, und daß es in erster Linie nötig ist, durch Vergleichung der Gesetze der einzelnen Staaten miteinander ein völlig klares Bild über den jetzigen Zustand zu schaffen. In diesem Sinne will man zunächst in enger Fühlung mit den maßgebenden Kreisen des Auslandes, die Markengesetze sämtlicher Staaten sowie die diesbezügliche Rechtsprechung einem genauen Studium unterziehen und die Vorteile und Nachteile der verschiedenen Systeme gegeneinander abwägen, um schließlich aus allen das beste herauszuschälen.

Es mag wohl etwas wunderlich anmuten, wenn gerade in diesen kriegerischen Tagen ernste Männer sich zusammenfinden, um ein Werk zu schaffen, welches im Grunde nicht weniger bedeutet als eine friedliche Vereinigung aller Staaten des Erdballs. Trotzdem muß und wird es gelingen, auch auf diesem Gebiete die mittelalterlichen Schranken niederzureißen, die noch heute die meisten Staaten voneinander trennen; denn sie hemmen den Handel und haben in unserem Zeitalter des weltumspannenden Verkehrs ihre Existenzberechtigung längst verloren.

Dr. *Martin Wassermann*,
Rechtsanwalt zu Hamburg.

Internationale Konkurrenz von motorischen Bodenbearbeitungsmaschinen in Uruguay im Jahre 1912: In Südamerika ist die Frage der motorischen Bodenbearbeitung außerordentlich aktuell, und vor allem die Landwirtschaftliche Hochschule in Montevideo (Uruguay) ist durch ihre landwirtschaftliche Maschinenabteilung bestrebt, die systematische Anwendung der Motorpflüge usw. zu fördern. Allein in Uruguay wurden im Laufe des letzten Jahres ungefähr 60 Motorpflüge in Benutzung genommen, die vor allem aus Nordamerika und England stammen. Aus Deutschland wurden mit gutem Erfolge der Köszegi-Landbaumotor und der Stock-Motorpflug eingeführt.

Um nun die Motorkultur weiter zu fördern und zu klären, hat das Industrie-Ministerium der Republick Uruguay der dortigen Landwirtschaftsgesellschaft die Mittel zur Veranstaltung einer internationalen Konkurrenz zur Verfügung gestellt. Zum Präsidenten der Jury wurde der Professor des Maschinenwesens und Vorstand der Maschinenprüfungsstation der Landwirtschaftlichen Hochschule, Ingenieur Otto Kasdorf, ernannt, der die Prüfung nach Maßgabe der Normen des „Verbandes landwirtschaftlicher Maschinenprüfungsanstalten" vornehmen resp. leiten wird.

Die Prüfung soll in der Zeit vom 1. April bis 1. Oktober 1912 stattfinden. Anmeldungen müssen bis zum 1. April erfolgen. Das genaue Programm wird demnächst veröffentlicht. Da Professor Kasdorf sich während der Wintermonate in Europa aufhält, werden die Interessenten von ihm wohl etwa gewünschte weitere Auskünfte erhalten können. (Adresse: Wien, IX/4. Heiligenstädter Straße 10.

Bemerkt sei noch, daß die Konkurrenz insofern erweitert werden soll, als nicht nur Motorpflüge, Kultivatoren usw. sondern auch Motor-Sämaschinen und Motor-Mähmaschi-

nen zum Wettbewerb zugelassen werden sollen. Die Konkurrenz soll kein bloßes „Schaupflügen" sein, sondern es handelt sich um eine Dauerprüfung im praktischen Betriebe, deren Resultate sicher von praktischer Bedeutung sein werden. Unseres Wissens ist dies die erste internationale Konkurrenz, für welche die korrekten Normen des oben erwähnten Verbandes als maßgebend aufgestellt werden.

Der Kampf gegen die Trusts in Kanada: Nicht nur in den Vereinigten Staaten, auch in Kanada hat man den Kampf aufgenommen. Die Regierung hat dort, sogar noch ehe das Parlament zu Washington in Verhandlungen über diesen Gegenstand getreten war, ganz drakonische Gesetze gegen Trusts erlassen.

Was in Amerika ein Trust, in Deutschland ein Kartell ist, heißt an den Ufern des St. Lorenzstromes „Combines".

Das kanadische Gesetz ist gegen jeden Kontrakt, jeden Vertrag, jedes Übereinkommen gerichtet, die den Zweck verfolgen, den Preis oder die Miete eines Handelsartikels, die Kosten der Lagerung oder des Transports zu vergrößern, die Konkurrenz in der Herstellung eines Artikels zu beschränken, oder die Produktion, den Transport, den An- oder Verkauf, die Vorräte, die Miete oder irgend eine Erwerbsmöglichkeit unter Kontrolle zu stellen. Das Gesetz schließt alles in sich ein, was unter dem Namen Trust, Monopol oder Kartell bekannt ist.

Die Definition dieser Begriffe ist ein wenig ungenau und dehnbar, und zwar wohl mit Absicht, um die Möglichkeit zu geben, alle zweifelhaften Abkommen fassen zu können. Der feste Wille, gegen die „Combines" vorzugehen, zeigt sich vor allem in der Organisation des Untersuchungsverfahrens: Wenn von einem Abkommen, das den Preis einer Ware erhöhen soll, indem es die Konkurrenz ausschaltet und das zum Schaden der Abnehmer, nur sechs Personen Kenntnis besitzen, so können sie sich an den obersten Gerichtshof wenden und eine Untersuchung beantragen. Eine eigene Kommission wird zu diesem Zweck gebildet. Sie hat die Vollmacht, Zeugen zu berufen, Eide abzunehmen, die Vorlage der Geschäftsbücher und sonstigen Dokumente zu fordern und Sachverständige zu ernennen. Die dem Gesetz gegen die Combines gegenüber schuldig Befundenen werden zu einer Geldstrafe von 1000 Dollars und mehr verurteilt.

Ob dieses energische Gesetz durchführbar sein wird, muß wohl erst die Erfahrung lehren.

POLITISCHE ENTWICKLUNG

ERICH LILIENTHAL, BERLIN: EIN KULTURPOLITIKER. (SIGURD IBSEN.)

DAS Wort Kultur wird nach und nach zu einer gewissen Gêne. Es ist verschlissen und abgenutzt durch den Mißbrauch, der von unzähligen konfusen Schmierfinken damit getrieben wird. Es ist ein Deckmantel geworden für alles Halbgebildete, Unfertige, phrasenhaft Humanitäre, es ist so kompromittiert, daß man es sich überlegen muß, ob es überhaupt noch angängig ist, es als Aushängeschild vor blanke, frische Gedanken zu setzen. Trotzdem, es gibt kein anderes Wort, das ohne langatmige Umschreibungen besser geeignet wäre, das ethisch Wertvolle der gesamten menschlichen Leistung auszudrücken. Das Wort Kultur im Zusammenhang mit Politiker bezeichnet sofort eine ganz bestimmte Gattung von idealistisch gesinnten Menschen, die den Versuch machen, die ethisch rückständigste aller menschlichen Betätigungen, die Politik, am allgemeinen Kulturfortschritt zu beteiligen. Es sind das vor allem diejenigen, von denen Sigurd Ibsen sagt, daß sie das politische Kulturbewußtsein besitzen, das der politischen Praxis der Staatsmänner voraus ist, denn Wissenschaft, Technik und Kunst fallen unbedingt mit Kultur zusammen, Politik nicht mit Notwendigkeit. Politik kann zwar die Kultur fördern und sogar im weitesten Umfange, sobald sie nur will, sie kann sich aber auch geradezu als kulturfeindlich erweisen. .....

Von den vielen sonderbaren Schwärmern, die durch irgendein Paradoxon glauben, die ganze Bestialität des normalen politischen Betriebes mit einem Ruck in sanften Ethizismus umwandeln zu können, unterscheidet Sigurd Ibsen sich so scharf als möglich. Er ist nur Betrachter, er seziert und analysiert, aber er will nichts. Er ist keine Spur von Weltverbesserer, wenigstens noch nicht. Er will sich nur aussprechen und nicht einsam an seinem herben Wissen tragen. Er ist vorläufig noch hauptsächlich ein Bekenner zur eigenen Persönlichkeit, die er vor aller Welt in großen, festen Zügen stabilieren möchte. Später vielleicht wird diese Persönlichkeit auch wieder wirksam werden wollen. Im Augenblick aber scheint er auf den ersten Blick nur destruktiv, mit seiner so überaus starken, „gesunden Respektwidrigkeit", mit seinem Hohn über das Bedürfnis nach einer „eingebildeten Weltordnung". Ja, sagt er, der ehemalige Premierminister Norwegens, in seinem Aufsatze „Warum die Politik rückständig ist": „In der Politik ... erscheint uns die Erfüllung der Forderungen des gesunden Menschenverstandes als ein Gipfel, als das Kulturideal selbst". Er wirft das ruhig wie eine selbstverständliche Tatsache hin, die kaum der Mühe wert ist, erklärt zu werden. Und an anderer Stelle bemerkt er über die Hemmungen, die dem modernen Staatsleben durch die Anciennität bereitet werden: „Auch diese (die Anciennität) ist ja ein Machtverhältnis, und sie repräsentiert oft, allzu oft die Macht der Kraftlosen. In Amerika haben Dienstjahre wenig zu bedeuten, aber in unserem alten Europa fordert man gewöhnlich, daß ein Mann sich erst verbrauchen soll, bis ihm erlaubt wird, zur Geltung zu kommen. Wenn die Verkalkung sich meldet, dann beginnt sein Wirken. ....."

Mit derartigen Anschauungen die Politik eines Landes zu leiten, scheint, wenn man den Minister Ibsen nicht für einen Talleyrand halten will, der, seit er nicht mehr im Dienst ist, keinen Wert darauf legt, die Sprache zur Verbergung seiner Gedanken zu benutzen, ein geistiges Kunstreiterstück. Es liegt aber wohl so, daß der Minister Ibsen unter dem Einfluß der Erfahrungen und der Einblicke, die ihm seine Stellung verschafft hat, sich erst zu den Anschauungen durchgerungen hat, die er nun nach seiner Verabschiedung in kristallklarer Form und mit bewunderungswürdiger Offenheit einem europäischen Publikum darbietet. So lange er im Dienste war, arbeitete er als Politiker, und erst nach seiner Verabschiedung, als er nicht mehr nötig hatte, auf die Unverständigkeiten und Sinnlosigkeiten der politischen Situation Rücksicht zu nehmen, entwickelte er sich zum Kulturpolitiker.

Man hat das Gefühl, als löse sich in seinem Buche „Menschliche Quintessenz" *) eine überlegene Intelligenz mit sicherer, fester Energie aus all den Ketten und Beschränkungen los, in die sie Amt und Würden eingezwängt hatten. Man hat das so überaus seltene Schauspiel, einem Menschen zu begegnen, dem die immer den Ausblick trübenden, doch für die Praxis unentbehrlichen Einzelheiten des Metiers versunken sind und der einen großen Beruf in großen Zügen sieht. Sein Buch ist im höchsten Sinne politisch, es ist wirklich die Quintessenz des politischen Wissens eines politischen Praktikers, und es ist im vulgären Sinne gleichzeitig durch seinen Mangel an praktisch greifbaren Zwecken und Zielen so „unpraktisch" als nur möglich.

Sigurd Ibsen ist, wie sein Vater Henrik, ein Anarchist und ein Aristokrat. Er arbeitet wie dieser, nur mit einer womöglich noch größeren persönlichen Exklusivität an der „Revolutionierung des Menschengeistes". Er wertet in sich selbst das Bestehende nach seinen Überzeugungen um, und er hat wie sein Vater etwas von der Scheu des Aristokraten vor den Schmutzspritzern, die ihn selbst treffen können und die bei jeder Revolutionierung unvermeidlich erscheinen. Daß er, der Aristokrat, „in der Drecklinie" des politischen Lebens — wie Bismarck einmal sagte — hat stehen müssen, hat eine Bitterkeit in ihm erzeugt, die man berücksichtigen muß, wenn man seiner Persönlichkeit gerecht werden will.

Sigurd Ibsen philosophiert so wenig als möglich, er analysiert nur und hält sich nicht unnötig damit auf, über den mangelnden Inhalt tauber Nüsse viele Worte zu machen. Es wird ihm daher wohl auch von der Seite der zünftigen Philosophen der Vorwurf der Unwissenschaftlichkeit nicht erspart bleiben, man wird ihn auch beschuldigen, Dinge, die auf hundert Seiten Philosophie selten klar zu werden pflegen, durch einen festen Griff ins praktische Leben hinein entwürdigend deutlich gemacht zu haben. Man wird Sigurd Ibsen einen politischen Feuilletonisten schelten, und man wird zwischen ihn und die breite Masse der Leser, für die seine „Menschliche Quintessenz" eigentlich bestimmt ist, eine Mauer schwerer Kritik schieben, die er noch mit vielen Büchern wird bestürmen müssen für den Fall, daß in ihm der Ehrgeiz zur Tat, das heißt zur Wirkung wiedererwachen sollte. Falls Ibsen einmal die Tat seiner Gedanken durchsetzen wollte, wird er einen schweren Gang gehen müssen. Incipit tragoedia wird es in einem ganz andern Sinne heißen als in den Kämpfen, die bisher von ihm durchgefochten werden mußten.

Sigurd Ibsen ist trotzdem keine isolierte Erscheinung, er hat Meinungsgenossen in aller Welt, aber man wird versuchen, ihn zu isolieren. Da man

*) Sigurd Ibsen, Menschliche Quintessenz. Essasys. (S. Fischer, Verlag, Berlin.) Geh. 4 Mk., geb. 5 Mk.

ihn kaum mundtot machen kann, wird man versuchen, ihn nicht so seriös zu nehmen, wie er genommen werden sollte.

Ibsen ist ein Vorläufer der in naher Zukunft sicherlich bereits überaus häufig werdenden europäischen Menschen, einer der ersten reinen Typen dieser Menschengattung, der die Zukunft gehört. Obgleich dies eigentlich der Majorität der denkenden Persönlichkeiten bewußt sein müßte, wird man ihn, dem geistigen Beharrungsgesetze zuliebe, unter die sozialpsychologischen Unterhaltungsschriftsteller einreihen, von denen zwölf auf ein Dutzend gehen und zu denen schließlich jeder gehört, der in fünf Sprachen Zeitungen zu lesen imstande ist.

Es ist richtig, sehr originell ist Sigurd Ibsen vielleicht nicht, aber er ist mehr als das, er ist klar und kultiviert. Er hat geprüft, verglichen und behalten, was er gesehen und gelernt hat. Er hat aber viel mehr gesehen und gelernt als mancher Bücherwurm und mancher Routinier der Menschenkenntnis. Die Dinge sind samt und sonders durch ihn durchgegangen und haben sein Temperament und seinen Verstand wohl oft erschüttert und bedrängt, aber sie haben ihn nicht umgeworfen. Er ist nicht wie so viele künstlerisch veranlagte Menschen dabei zu einer forcierten Persönlichkeit geworden, die vom Erleben mitgerissen wurde und darin unlösbar sich verstrickte, sondern es gelang ihm, in sich den Strom des Geschehens zu immer höheren Spannungen zu transformieren. Die Isolatoren seines Selbst erscheinen vollkommen.

Auch sein Vater besaß diese Isolationskraft und vermochte dadurch in sich die starken Spannungen zu erzeugen, die von den Bühnen herab sich über das Publikum Europas entluden. Der Vater sammelte seine Stoffe, aus einem trotz aller äußerlichen Bewegtheit doch rein quietistischen Leben heraus. Hinter den großen Spiegelscheiben des Caféhauses geborgen, sah er mit klaren Augen auf das Leben, das draußen vorüberrollte — und ihn nichts anging, soweit er es nicht gebrauchen konnte. Der Sohn hatte es schwerer, ihn schützte keine Glasscheibe gegen den Storthing, der in der norwegischen Schicksalsstunde, bei der Auflösung der Union mit Schweden, gegen ihn war. Auch sein Vater hatte mit der Nation zu kämpfen, in der er geboren war, er war wohl in seiner schwersten Zeit selbst ein wenig „ein Volksfeind". Sein Sohn aber war es völlig. In einer entscheidenden Stunde, als die Existenz der Nation auf des Messers Schneide stand, hielt er seine Überzeugung aufrecht gegen die Überzeugung fast aller übrigen und mußte gehen. Ob er recht hatte oder die andern, wird die Geschichte entscheiden. Auf jeden Fall hat er ein Fegefeuer durchmachen müssen, das die wenigsten zu überstehen die Kraft haben, aus dem er aber, fast stärker noch wie sein Vater, imstande war, die seiner Meinung nach wahre Quintessenz des Menschentums zu ziehen.

Sein Buch ist wohl aus seinen Erfahrungen heraus entstanden und seinen Anschauungen merkt man an, daß die Kämpfe des öffentlichen Lebens ihm seine Pointen geschliffen haben, aber im ganzen sind sie doch nur Beihilfen zur Ausbildung seiner Persönlichkeit geworden. Sie haben ihm nur dabei geholfen, überall aus der Masse der Erscheinungen heraus den „typischen Generalnenner" zu ziehen.

Es ist aus alledem klar, daß der interessanteste Teil seines Buches jener sein muß, den er „Von großen Männern" überschrieben hat.

Sigurd Ibsen hat mehr wie ein anderer Gelegenheit gehabt, sich über das, was das Wesentliche an einer großen Persönlichkeit bildet, Gedanken zu machen, als Sohn Henrik Ibsens und Schwiegersohn Björnstjerne Björnsons

ist er in einem Kreise scharf umrissener Individualitäten aufgewachsen, der sich gegen die menschliche Massenhaftigkeit da draußen grell abzeichnete. Ibsen wie Björnson sind, ganz abgesehen von ihrer künstlerischen Bedeutung, Exponenten des Charakters des eigenwilligsten Volkes Europas, in einer Schärfe und Deutlichkeit, wie sie so selten in Erscheinung getreten ist. Sigurd Ibsens Studien „Über große Männer" sind daher gewissermaßen Studien am lebenden Objekt. Studien aus der beständigen Reibung heraus, der sein Charakter von Jugend auf im Verkehr mit diesen Persönlichkeiten unterworfen war. Wenn er sich von diesen ihm so lebendigen Beispielen weitertastet zur Analysierung großer historischer Erscheinungen, so findet er im eigenen Erleben immer den festen Rückhalt und eine fast traditionell gewordene Erfahrung. Aus diesem Grunde ist es ihm auch möglich, sich in gleicher Weise von der kammerdienerhaften Vergötterung der großen Persönlichkeiten wie von dem verquasselten Lyrismus zünftiger Heroenverehrer freizuhalten. Er bringt aus seiner Praxis einen guten Maßstab mit und findet sich dabei zum Beispiel mit den von Henryk Sienkiewicz so getauften „Genies ohne Portefeuille", den „talentlosen Genies" in geradezu vorbildlicher Weise ab. Er wendet sich auch gegen das „Schulmeistergerede" von der „wirklichen Begabung, die sich stets Bahn bricht", und er betont energisch, „daß ein Mensch nicht durchdringen kann, wenn er auch noch so genial wäre und am unrechten Orte zur unrechten Zeit lebe". „Es gäbe wohl nur einen Napoleon den Großen, aber es hätte sicher so manchen Leutnant Bonaparte gegeben." „Wie in der Vorratskammer der Natur, so wimmele es auch im menschlichen Gemeinwesen von wertvollen Keimen, aber wenige von ihnen verwirklichen vollkommen ihre Möglichkeiten ....." „Die sogenannten providentiellen Persönlichkeiten sind regelmäßig solche, die das große Los ziehen. Nichts trägt so mächtig zum Ansehen bei wie der Erfolg, und der, welcher tatsächlich auf den vordersten Platz hinkommt, gilt gerade deshalb für den selbstverständlich Rechten."

Ibsen definiert die meisten Erfinder und Entdecker, aber auch die meisten Staatsmänner „als glückliche Gewinner oder glückliche Erben". Er unterscheidet sie scharf von dem Ausbeutertypus, zu dem er Ludwig XIV. und Elisabeth von England rechnet, die von hervorragenden Persönlichkeiten umgeben waren, deren Kräfte sie auszunutzen verstanden und die deshalb auch nicht als Sterne erster Ordnung gelten können. Diese Würde sei den allergrößten Erben vorbehalten, einem Cäsar, der die römische Republik, einem Napoleon, der die französische Revolution, und einem Luther, der die hundertjährige religiöse Gärungszeit beerbte. Er meint, man sollte diese Leute niemals Bahnbrecher, sondern richtiger Vollzieher nennen. Bitter fügt er hinzu: Die Bahnbrecher geben eine Richtung an, aber gelangen niemals hinauf auf deren Höhepunkt.... Voranzugehen lohnt sich in der Regel schlecht.... Die Geschichte von dem Vorläufer, der von dem Vollzieher überstrahlt wird, wiederholt sich beständig.... Man kann gewissermaßen seines Glückes Schmied werden, aber stets nur innerhalb einer gegebenen Werkstätte.... Man wird kein Vollender, wenn man nicht Vorgänger hat, kein Erbe ohne das Vorhandensein einer Hinterlassenschaft.... Hier wie in der Natur übersteigt die Zahl der Berufenen weit die der Auserlesenen, so daß nur ein geringer Teil der großen menschlichen Möglichkeiten zu ihrem vollen Recht gelangt.

Ibsen wendet sich auch dagegen, daß die Größe des Individuums unveränderlich der Tragweite seiner Handlung entspricht, „... denn sonst würden

die revolutionierenden Erfinder auf den höchsten Gipfeln des Menschengeschlechts stehen; daß sie es nicht tun, läßt sich so erklären, daß sie als Menschen aufgefaßt werden, deren Werk bedeutungsvoller ist als sie selbst. . . . Umgekehrt gibt es Menschen, die groß erscheinen, nicht so sehr durch das, was sie ausgerichtet haben, als dadurch, was sie an und für sich gewesen sind. . . . Der Goethesche Geist reicht weiter als die Goethesche Produktion. . . . Die bezwingenden Persönlichkeiten sind diejenigen, die als Vertreter einer höchsten Form von Menschlichkeit dastehen . . . und da nichts die Menschen mehr fesselt als der Mensch . . . , so ist also Persönlichkeit . . . potenzierte Menschlichkeit, Menschlichkeit in Quintessenz. . . . Die Persönlichkeitsverehrung sieht zu denen empor, die in gewisser Hinsicht mehr Menschen sind als die übrigen und besser als diese die Menschenidee darstellen."

Es ist schwer, bei einer kurzen, doch immerhin willkürlichen Nebeneinanderreihung einiger Gedankensplitter des Ibsenschen Essaywerkes ein zuverlässiges Bild der anregenden Gedankengänge zu vermitteln. Hinzugefügt sei nur, daß bei einer unleugbaren Verwandtschaft der Begabungen bei Vater und Sohn dennoch an dem Sohne keine Spur von Epigonentum haftet. Es wird interessant sein, in der Zukunft zu sehen, ob Henrik Ibsen seinem Sohne Sigurd ein „Vorläufer" und „Bahnbrecher" zu großen Zielen war.

SHAKAITO, TOKIO: SOZIALISMUS IN JAPAN.

IN der allgemeinen Angleichung Japans an westliche Vorbilder sind dennoch einige wesentliche Momente abendländischer Zivilisation dem Japaner unverständlich geblieben. Die wichtigsten darunter sind die Institutionen westlicher Demokratie und westlicher Religion.

Gewiß gibt es manche Schichten des japanischen Volkes, die sich demokratischen Ideen nähern, aber Verfassung und Regierung des Landes stehen der Idee der Volkssouveränität, dem Gedanken, daß die Macht des Herrschers nicht im eigenen Recht, sondern im Willen des Volkes begründet sei, ablehnend gegenüber. Dieselbe fundamentale Anschauung liegt auch Japans Abneigung gegenüber westlicher Religion zugrunde. Aberglauben gibt es in Japan gewiß mehr, als nötig. Aber die abendländische Vorstellung von einer hohen geistigen Macht, die über der Dynastie stehe, hat sich in Japan nie einwurzeln können. Wohl haben die christlichen Missionäre, zumindest in ihrer öffentlichen Wirksamkeit, es vermieden, auf den wesentlichen Gegensatz zwischen ihren Lehren und der Vergöttlichung der kaiserlichen Familie, wie sie die Basis des japanischen Staatslebens bildet, hinzuweisen, und so hat man es denn auch unterlassen, speziell ihrer Lehre rechtliche Schwierigkeiten in den Weg zu stellen. Auch internationale Verträge und Rücksichten deckten sie. Aber in der japanischen Presse erscheinen doch immer wieder Artikel gegen das Christentum, das in Japan den traditionellen Begriff unbedingter Loyalität untergrabe, und den Glauben an die Überlegenheit des Kaisers über alle andern menschlichen und göttlichen Wesen erschüttere.

So mag es leichter verständlich erscheinen, daß die Japaner auch die sozialistischen Ideen, die sich ihren Küsten nähern, mit dem Christentum

und dem Gedanken der Volkssouveränität auf eine Stufe stellen, freilich mit dem Unterschiede, daß sie dem Sozialismus, als einer radikaleren Richtung, doppelten Haß entgegenbringen. Er wird als direkter Gegensatz zur japanischen Untertanentreue, als schlimmstes Verbrechen betrachtet; seine Anhänger gelten als Staatsfeinde.

Man versteht auch nicht die Haltung der europäischen Regierungen gegenüber der sozialistischen Bewegung. Daß die britische Regierung sich auf eine Mehrheit ihres Parlamentes stützt, der auch die sozialistische Arbeiterpartei angehört, daß in Italien über den Eintritt eines sozialistischen Abgeordneten ins Ministerium verhandelt werden konnte, ist dem japanischen Geiste unbegreiflich, ja, die bloße Duldung republikanischer Ideen findet er schädlich.

So mußte der gegenwärtige Bürgermeister von Tokio, einer der bedeutendsten jungen Staatsmänner von Japan, seine Demission als Unterrichtsminister eines der letzten Ministerien geben, weil er in einer Rede ausgeführt hatte, wie sich das japanische Staatsleben unter republikanischer Regierungsform gestalten würde. Wenn er seine persönliche loyale Gesinnung in dieser Rede auch klar zum Ausdruck brachte, so wurde es doch als Taktlosigkeit empfunden, daß er die Möglichkeit einer Republik in Japan überhaupt ins Auge gefaßt hatte. — Man ist hier von der europäischen Auffassung des Sozialismus viel weiter entfernt, als in China.

Ein sozialistischer Verband, den man vor einigen Jahren in Tokio gründete, wurde von der Regierung unbarmherzig verfolgt, endlich aufgehört und seine Mitglieder mit schweren Strafen belegt.

Man kann sich die Bestürzung der Regierung über die Existenz eines sozialistischen Geheimbundes in Tokio in Europa kaum vorstellen. Alle Mitglieder des Bundes wurden sofort verhaftet und vor Gericht gestellt. Es wurde festgestellt, daß die Verbindung sogar ausgesprochen revolutionären Charakter getragen habe. Weder die Anfertigung von Bomben, noch der ganze übrige Apparat blutroter Anarchie fehlten in dieser Brüderschaft. Die Verhafteten zeigten großen Mut vor Gericht und bekannten sich offen zur Gegnerschaft gegen das Kaisertum und seine Einrichtungen. Wofür die Bomben eigentlich bestimmt waren, erfuhr man in der Öffentlichkeit nicht, da die Details der Verhandlung geheimgehalten wurden. Dessenungeachtet erlitten die Hauptverschwörer Todesstrafe, die übrigen Mitglieder wurden zu lebenslänglicher Zwangsarbeit verurteilt. Besonders beunruhigend für die Regierung war die Tatsache, daß gewisse Fäden von der Verschwörung zu den Mitgliedern angesehener Familien hinliefen. War es auch klar, daß diese letzteren an der Verschwörung keinen Teil hatten, so trat doch ihre Duldung sozialistischer Gedankenkreise zutage, und dies galt in Japan als unerhört.

Zu den widerspruchsvollen Erscheinungen des japanischen Staatslebens gehört es auch, daß die Regierung trotz ihrer Strenge gegen sozialistisch gesinnte Individuen, selbst einige stark demokratische Ideen verwirklicht. Sie nimmt alle Bahnen in Besitz, errichtet eine große Reihe staatlicher Fabriken; die Salz-, die Kampfer- und die Tabakgewinnung sind Regierungsmonopole, die Seidenindustrie soll verstaatlicht werden. Auch der Privatindustrie gegenüber übt die Regierung weitgehende Kontrolle aus.

Man geht so weit in der Ausgabe von Reglements, im Staatseinfluß auf die Verwaltung, daß von eigentlicher Privatindustrie kaum mehr gesprochen werden kann, sondern nur von einer wenig klaren Übergangsform.

Es ist also unzweifelhaft, daß die Feindseligkeit der Regierung sich nicht gegen die ökonomischen Grundlagen des Sozialismus, sondern gegen seine antidynastischen Bestrebungen richte. Alles, was zur Unterdrückung jener mächtigen Bewegung unternommen wird, zielt nur auf Bekämpfung des mit dem Sozialismus eng verbündeten Republikanismus ab.

Trotzalledem geht eine Entwicklung vor sich, die noch vor 20 Jahren für unmöglich gehalten worden wäre. Die demokratische Gesinnung gewinnt immer mehr Boden. Die Volksmasse äußert immer lauter ihre Unzufriedenheit mit der Willkür der Arbeitgeber und den unzulänglichen Löhnen, mit der Tendenz der Fabriksbesitzer, die Arbeit erwachsener Männer durch Frauen- und Kinderarbeit zu ersetzen.

Die Zeiten, in denen der Arme zum Reichen, der Leibeigene zum Feudalherrn als zu einem höhern Wesen emporblickte, wo ein patriarchalischer Geist die Beziehungen des Arbeiters zum Arbeitgeber regelte, sind vorbei. Der Klassenkampf bereitet sich vor und nimmt mit der Ausbeutung der Arbeiter, mit der Lebensmittelteuerung und der drückenden Steuerlast, die von der herrschenden Klasse dem politisch entrechteten Volk auferlegt wird, immer drohendere Formen an.

Die schwärmerische Loyalität der älteren Generation wird von der Jugend nicht mehr geteilt, die Arbeiterschaft beginnt ihre Rechte zu verfechten, Streiks und selbst bewaffnete Revolten kleinen Umfangs sind nicht mehr selten. Eine neue Periode der japanischen Geschichte ist angebrochen.

MONY SABIN, CHEFREDAKTEUR DES „COURRIER EUROPÉEN", PARIS: DIE EINGEBORENENFRAGE IM KONGOGEBIET.

INDEM Deutschland einen Teil des Kongogebiets in seinen Besitz übernimmt, wird es auch zur Erbin der überaus schwierigen und unerfreulichen, von den bisherigen Herren des Landes geschaffenen dortigen Arbeitsverhältnisse.

Seit zehn Jahren haben sich zuerst in England, dann auch in Frankreich und Belgien Verbände gebildet, welche auf die unerträglichen Arbeitszustände zunächst im belgischen Kongogebiet hinwiesen; seit 1908 ist auch eine Liga gegen die in der französischen Kongokolonie, die nun zum Teil deutsches Besitztum wird, herrschenden Zustände gegründet worden.

Die Wurzel des Übels liegt in der Vergebung weiter Landstriche an Konzessionsgesellschaften, die gewisse Summen an den Staat zahlen und als Entgelt dafür die Bodenschätze des Landes ausbeuten dürfen. Wie überall, wo eine starke Rasse einer wehrlosen gegenübersteht, haben sich die Gesellschaften, um ihren Ertrag zu erhöhen, der schlimmsten Erpressungsversuche schuldig gemacht, und die französische Gesellschaft für Schutz der Eingeborenen des Kongogebiets hat in den letzten Jahren immer und immer wieder zwingenden Anlaß gefunden, einzelne besonders schlimme Ausschreitungen an den Pranger zu stellen. Die typischste unter ihnen ist folgende:

Die Gesellschaft zwingt die Eingeborenen, Kautschuk und Elfenbein zu niedrigsten Preisen, die sie selbst bestimmt (32 Pf. für 1 kg Kautschuk), an sie zu verkaufen und europäische Waren, die ihrerseits wieder zu exorbitanten Preisen angerechnet werden, in Zahlung zu nehmen. Weigern sich die Eingeborenen, so greift man zur Gewalt, zur körperlichen Züchtigung, zu Hinrichtungen sogar, um Widerspenstige abzuschrecken oder einzuschüchtern, oder man schließt die Frauen der Eingeborenen als Geiseln in eigenen Lagern ein und gibt sie erst gegen ein entsprechendes Quantum Kautschuk frei. Ein Direktor einer solchen Gesellschaft hatte den Zynismus, seinen Beamten in einem Schreiben zu sagen: „Unter dem Mantel berechtigter Notwehr können Sie alles das tun, was den Interessen der Gesellschaft förderlich ist."

Am 10. und 11. Januar 1908 wurde ein typischer Prozeß vor dem Landgericht in Brazzaville verhandelt. Acht Beamte der Gesellschaft M'Poko waren schwerer Erpressungen gegenüber den Eingeborenen beschuldigt. Über die Methode der Gesellschaft hat übrigens ein früherer Beamter in einem Selbstbekenntnis folgenden Aufschluß gegeben: „Als die Häuptlinge der benachbarten Dörfer angekommen waren, verlangte man von ihnen Kautschuk und Elfenbein. Sie erwiderten, daß sie nichts besäßen. Daraufhin wurden sie gebunden und jeder erhielt 50 Peitschenhiebe mit der Nilpferdpeitsche. Am nächsten Tage wurden sie freigelassen und bald kamen sie mit Elfenbein und Kautschuk wieder." Ein besonders schrecklicher Fall wird gleichfalls als verbürgt erzählt: „Die eingeborenen Waldhüter eines Bezirks, beklagten sich einmal über Mangel an frischem Fleisch. Da sie Kanibalen waren, überließ man ihnen einfach die Einwohner mehrerer Dörfer; sie durften sie töten und verzehren."

Auch eine andere Gesellschaft, die Lobaye, hat sich schwerer Verfehlungen schuldig gemacht, wie durch einen Bericht des Generalkommissärs Martineau bekannt geworden ist. Er schreibt an den Kolonialminister, daß er dem Staatsanwalt von Brazzaville 153 Aktenstücke überreicht habe, deren jedes eine schwere Verfehlung eines Beamten der Gesellschaft enthalte. Er fürchte aber, daß die meisten dieser Strafverhandlungen zu nichts führen würden, weil die Gesellschaft die betreffenden Beamten rechtzeitig außer Landes senden und es dann schwer sein würde, derselben, wenn sie ins Ausland gegangen, wieder habhaft zu werden. Der Generalkommissär schlägt darum auch vor, die Strafamtshandlungen gegen untergeordnete Beamte durch Verwaltungsverfügungen gegen die Gesellschaften selbst, welche die Mißbräuche veranlassen oder doch dulden, zu ergänzen.

Dieser wohlmeinende Rat wurde indessen von der Regierung nicht befolgt; man beschränkte sich auf den ordentlichen Rechtsweg, der ob der tausend Schwierigkeiten des Vollzugs nie zu rechten Ergebnissen führte.

Ein anderer Generalkommissär der Regierung für das Gebiet der Konzessionsgesellschaften, Herr Bobichon, stellte auf Grund seiner Erfahrungen und Beobachtungen den Antrag, die Konzessionen einer ganzen Reihe von Gesellschaften, so der „Sette-Cama", „Compagnie de Fernan-Vaz", „Société brétonne du Congo", „Compagnie de Lefeni et de N'Keni" usw. wegen der von ihnen begangenen Vergewaltigungen der Eingeborenen, Erpressungen und Unlauterkeiten, sowie auch wegen Verletzung der Verträge mit dem Staate und Raubbau am Lande als erloschen zu erklären. Tatsächlich ist die Zahl der Konzessionsgesellschaften im Kongogebiet, das nun zum Teil an Deutschland abgetreten wurde, sehr zusammengeschmolzen.

Einige derselben haben es jedoch verstanden, sich zu erhalten, und es gelang ihnen sogar, einen gewissen Einfluß auf die französische Regierung zu gewinnen, so z. B. die N'Goko-Sangha. Diese behauptete, daß infolge des deutsch-französischen Vertrags vom 18. April 1908 bezüglich einer Grenzregulierung zwischen dem deutschen Kamerun und dem französischen Kongogebiet ihre Konzession geschmälert worden sei, und war bereits im Begriffe, eine Entschädigung von fast 2 Millionen Mark zu erlangen, obwohl ihr Vertrag mit der Regierung ausdrücklich festsetzte, daß Grenzberichtigungen mit dem Nachbarlande keinen Anlaß zu Entschädigungen abgeben sollten. Der Gesellschaft zum Schutze der Eingeborenen gelang es jedoch, die Aufmerksamkeit der Budgetkommission auf die schwächliche Haltung der französischen Regierung zu lenken, und im Januar 1911 versprach das Ministerium Briand, die Zahlung der Entschädigung vom Zustandekommen eines deutsch-französischen Konsortiums zur Ausbeutung der Gebiete an der Grenze des Kongostaates und der deutschen Kamerunkolonie abhängig zu machen. Im April 1911 teilte der Kolonialminister der Kammer mit, daß die Regierung auf die Bildung eines solchen Konsortiums verzichte und die Zahlung einer solchen Entschädigung ablehne.

Dieser Einzelerfolg wird die Gegner des Systems der Konzessionsgesellschaften gewiß ermutigen, in ihrem Kampfe weiterzugehen. Viele gesetzliche Anknüpfungspunkte bieten sich ja für denselben, da die Konzessionsverträge ausdrücklich vorsehen, daß die Anwendung von Gewalt, um Elfenbein oder Kautschuk zu gewinnen oder schlechte Behandlung der Eingeborenen, gesetzliche Gründe für die Entziehung der Konzession bilden. Man wird in Zukunft mit noch größerer Energie auf die Regierung einwirken, damit sie von ihrem Recht Gebrauch mache und so indirekt die Gesellschaften zu besserer Verwaltung zwinge resp. gegebenenfalls die Konzessionen zurückziehe und die betreffenden Gebiete dem freien Handel erschließe. Diese freie Konkurrenz wäre ja auch für die Eingeborenen ein Segen. Sie können dann europäische Waren zu billigeren Preisen erstehen, ihren Kautschuk oder ihr Elfenbein zu höheren Preisen verkaufen, und es bleibt, was das Wichtigste für sie ist, ihrem eigenen Ermessen überlassen, ob sie, um Waren zu kaufen und die Steuern entrichten zu können, Elfenbein sammeln und verkaufen wollen und wie sie dies in der für sie leichtesten Form vornehmen wollen; die Gewalt in ihren verschiedenen Formen als Mittel, um sie zu diesen Arbeiten zu zwingen, wäre damit ausgeschieden.

Des ferneren verlangt man vom Staate die Aufhebung besonders drückender Steuern und die Verwendung des Betrags der verbleibenden für solche Zwecke, die den Eingeborenen zugute kommen, vor allem für ärztliche Hilfe und Schulzwecke.

Alle diese Aufgaben werden in einem großen Teil des Kongogebietes nunmehr Deutschland zustehen und so schwer es der neu erwerbenden Macht fallen wird, in dem zerrütteten Gebiete Ordnung zu schaffen, aller Augen werden auf ihr Beginnen gerichtet sein. Unmöglich ist der Erfolg nicht, wenn zielbewußt, ohne schwächliche Rücksicht auf die durch soviele Verbrechen moralisch verwirkten Ansprüche der Konzessionsgesellschaften, verfahren wird.

DER ERSTE INDIANER-KONGRESS.

LANGE Zeit hat man in den Vereinigten Staaten geglaubt, daß die Indianer kultureller Hebung nicht leicht fähig seien, weil sie immer wieder in die Sitten oder Unsitten ihrer Vorfahren zurückzufallen in Gefahr seien. Tiefere Beobachter, namentlich deutsche Anthropologen, haben die Falschheit dieser Ansicht frühzeitig erkannt. Trotzdem hielt man in Nordamerika bis in die neueste Zeit hinein daran fest, — um sich nun endlich, da es fast zu spät ist, eines besseren zu überzeugen. Denn inzwischen ist durch die beständigen Kriege und Kämpfe früherer Jahrzehnte und weiter durch die Tuberkulose, die in letzter Zeit unter den Indianern arg gewütet hat, die Zahl der Rothäute in den Vereinigten Staaten stark zurückgegangen, so daß sie heute nur noch etwa ¼ Million beträgt.

Für deren wirtschaftliches und geistiges Wohl interessierte sich außer dem Indianeramt, das die Regierung in Washington als Unterabteilung des Reichsamts des Innern eingesetzt hatte, seit einiger Zeit eine Reformgruppe, die auch andere Reformziele auf ihre Fahne geschrieben hatte. Jährlich einmal traten diese Kulturfreunde am Mohonk-See im Staate New York zusammen, um dort die „Lake Mohonk Conference" abzuhalten. Auf dieser spielten die verschiedensten Indianerfragen seit Jahren eine bedeutende Rolle.

Nun aber haben die Indianer auch selbständig ihr eigenes Schicksal in die Hand genommen. Sie haben einen „Amerikanischen Indianerverein (American Indian Association)" begründet, der vom 12. bis 15. Oktober 1911 seinen ersten Jahreskongreß in Columbus im Staate Ohio abgehalten hat. Als Teilnehmer waren nur Männer und Frauen von indianischer Abstammung zugelassen. Sie verkörperten eine große Zahl von Stämmen, die über die verschiedensten Einzelstaaten der Union verstreut sind. Das alleinige Ziel dieses ersten Indianerkongresses war die Hebung der Lage der amerikanischen Indianer, sowohl in wirtschaftlicher wie in geistiger Beziehung. Eine besondere Rolle spielten auf dem Kongreß industrielle Probleme, ferner das höhere Bildungswesen, und endlich die Erhaltung der indianischen Kunst, die so schöne Motive enthält, daß die Weißen bereits versucht haben, sie in ihren eigenen Kunstgewerbeschulen nachzuahmen und nutzbar zu machen.

CHRONIK

EIN **französisch-amerikanisches Institut:** Zwei Mitglieder der Aliance française in den Vereinigten Staaten, der Präsident J. Le Roy-White und MacDougall Hawkes, haben, wahrscheinlich angeregt durch das vor kurzem in Berlin errichtete Amerika-Institut, ein französisch-amerikanisches Institut begründet. Aufgabe des Instituts wird es sein, die Kenntnis französischer Geisteskultur in Amerika zu verbreiten und

zu vertiefen. Die Errichtung einer nach dem Muster des Germanischen Museums an der Harvard-Universität gedachten Sammlung für französische Kunstwerke in New York soll eine seiner ersten Taten sein. Die Leitung des Instituts wird durch zwei Komitees besorgt, von denen eines in Paris, das andere in New York seinen Sitz hat.

◈

Die Elefanten im — bisher französischen — Kongogebiet: So reich auch die Einkünfte sein mögen, die die Elefantenjäger aus dem erbeuteten Elfenbein gewinnen, so wiegen sie doch nicht den Nutzen auf, den ein Elefant als Last- und Pflugtier bedeutet. Während sich der Wert eines toten Elefanten auf 300 bis 400 Francs beziffert, übersteigt der eines lebenden 4000 und 5000 Francs.

Ein Elefant ersetzt bei einem Gütertransport im tropischen Klima 30 bis 40 Negerkulis, deren Arbeitskraft ihrerseits für die Feldarbeit gewonnen wird.

Um der Ausrottung der Elefanten im französischen Kongo zu steuern, wurde denn auch in den Gebieten zwischen Ubanghi und Tschad die Elefantenjagd mit Feuer oder Fallen verboten. Auch dürfen weder die Weibchen, noch unausgewachsene Tiere getötet werden, d. h. solche, deren Stoßzähne ein Gewicht von 5 kg noch nicht erreicht haben.

Um den Elefantenbestand des Kongo auch aktiv zu fördern, wurde von dem Hauptmann Deredeise, Ex-Kommandanten der Eingebornen-Eskadron Chari-Tchad der westafrikanischen Regierung, ein Vorschlag wiederholt eingereicht, sie möchte eine Farm für Elefantenzucht errichten. Man hofft, daß dieser Vorschlag Annahme finden wird.

Es wäre Zeit, das kostbare Tier in jeden möglichen Schutz zu nehmen, denn von den 3—400 000 in Afrika vorkommenden Elefanten wurden von französischer Seite allein jährlich bisher 50 000 erlegt.

◈ ◈

◈

SOZIALE ENTWICKLUNG.

DR. JOHN MEZ, FREIBURG: DIE BEVÖLKERUNGSBEWEGUNG IM DEUTSCHEN REICHE.

ZWISCHEN Volksvermehrung und Kulturentwicklung besteht eine merkwürdige Wechselwirkung: einerseits bilden Volkszahl und Bevölkerungsdichtigkeit fundamentale Lebens- und Fortschrittsbedingungen für die geistige und wirtschaftliche Kultur eines Landes (allerdings kommt es nicht allein auf die Volks z a h l an, wie das Beispiel dichtbevölkerter und doch kulturarmer Länder wie Indien oder China zeigt, sondern weit mehr auf die physische, geistige und moralische Beschaffenhiet eines Volkes). Auf der anderen Seite ermöglichen die Fort-

schritte der Kultur, des Verkehrs, der Technik usw. die Ernährung und Erhaltung immer größerer Menschenmassen in einem Lande.

Nun aber zeigt sich, daß merkwürdigerweise gerade in Ländern mit alter und hochentwickelter Kultur das Tempo der Bevölkerungszunahme häufig langsamer wird. Die gestiegene Kultur eines Volkes bewirkt eben, daß Lebensbedürfnisse und Ansprüche des Einzelnen ständig größer werden; infolgedessen geht die Zahl der Eheschließungen und der Geburten zurück *). Bekannt ist, daß die Volkszahl in Irland seit Jahren abnimmt und z. B. in Schottland und Frankreich kaum noch steigt.

Im Deutschen Reiche ist die Bevölkerung bisher mächtig gewachsen, aber gegenwärtig lassen sich schon ähnliche Tendenzen wie in jenen Ländern feststellen: auch bei uns nimmt die Zahl der Heiraten und der Geburten ständig ab, und ganz zweifellos wird die Bevölkerungszunahme in den nächsten Jahren bedeutend geringer sein als bisher, was ich im folgenden näher zu begründen versuchen will.

1. Die bisherige Zunahme der Bevölkerung.

Nach der letzten Volkszählung vom 1. Dezember 1910 hatte das gesamte Deutsche Reich eine ortsanwesende Bevölkerung von 64 925 993 Personen. Die Bevölkerung war seit 1905 um 4 284 504 Personen oder 7,06 v. H. gewachsen; seit dem Jahre 1816 hat die Volkszahl des jetzigen Reichsgebiets um etwa 40 Millionen Seelen = 161,4% zugenommen, in dem kaum ein Menschenalter umfassenden Zeitraum seit Gründung des Reiches allein um 24 Millionen oder 58%. Die Bevölkerungszunahme in Deutschland ist viel stärker gewesen als in irgendeinem der anderen europäischen Großstaaten (mit Ausnahme von Rußland, für das jedoch keine absolut zuverlässigen Zahlen vorliegen). Eine kleine Übersicht über die Bevölkerungsbewegung während der letzten zwei Jahrhunderte mag dies dartun:

Die Bevölkerung der wichtigsten Staaten Europas in Millionen Einwohnern

im Jahre:	1700	1789	1815	1880	1910
Deutsches Reich	19**	28**	24,8***	45,2***	64,9***
(Preußen)	(2)	(5)	(13,7)	(27,4)	(40,1)
Frankreich	20	26	29,5	37,2	ca. 39,5
Großbritannien u. Irland .	8—10	12	19	34,8	45,2 (1911)
Rußland	—	25	45	84,5	ca. 160,0
Österreich-Ungarn	12—13	18	30	39,0	49,4
Italien	—	—	16?	28,6	ca. 35,0

(Zum Vergleiche sei noch die Bevölkerung einiger außereuropäischen Länder für 1910 in Millionen angegeben: China 460, Vereinigte Staaten von Amerika 91,5, Japan 51, Britisch Indien ca. 300, sonstige britische Kolonien ca. 60 Millionen.)

Vor 100 Jahren war die Volkszahl des heutigen Reichsgebiets also bedeutend niedriger als diejenige Frankreichs oder Österreich-Ungarns, ledig-

*) Die Geburtenziffer sinkt in allen Kulturstaaten, und zwar auch in Perioden steigender Heiratslust. So z. B. nahmen die Geburten in Deutschland von 1875—1906 ab, obwohl während dieser Zeit die Ehen relativ häufiger und früher geschlossen wurden.

) Mit Österreich. *) Heutiges Reichsgebiet.

lich Großbritannien wurde um ein Viertel an Einwohnerzahl übertroffen, heute aber sind all diese Länder weit überholt. Besonders interessant ist, daß die Einwohnerzahl Preußens heute diejenige Frankreichs überflügelt hat, während sie vor 200 Jahren nur den zehnten Teil der letzteren ausmachte!

2. Die Zahl der Geburten und Todesfälle.

Über die Bevölkerungsbewegung im deutschen Reichsgebiete in den Jahren 1851—1909 gibt nachstehende Übersicht über die Zahl der Geburten und Sterbefälle einige interessanten Aufschlüsse:

Geborene und Gestorbene im Deutschen Reich von 1851—1909.

Zeitraum	Zahl der durchschnittlich jährlich		Auf 1000 Einwohner kamen durchschnittlich jährlich		
	Geborenen (einschl. Totgeborene)	Gestorbenen	Geborene	Gestorbene	mehr Geborene als Gestorbene
1851/60	1 340 033	1 013 903	36,8	27,8	9,0
1861/70	1 532 197	1 123 864	38,8	28,4	10,9
1871/80	1 743 888	1 232 854	40,7	28,8	11,9
1881/90	1 798 778	1 247 470	38,2	26,5	11,7
1891/1900	1 964 108	1 233 843	37,4	23,5	13,4
1901/1908	2 074 204	1 211 678	34,6	20,2	14,0
Jahre:					
1905	2 048 453	1 255 614	34,1	20,8	13,2
1906	2 084 739	1 174 464	34,0	19,2	14,9
1907	2 060 973	1 178 349	33,2	19,0	14,2
1908	2 076 660	1 197 198	33,0	19,0	14,0
1909	2 038 357	1 154 296	31,9	18,1	13,8

Wir ersehen aus dieser Tabelle zunächst, daß die Zahl der Geburten seit einer Reihe von Jahren abnimmt. Im Jahre 1876 kamen auf je 1000 Einwohner noch 42,6 Geburten; diese Zahl ist fortwährend gesunken bis auf 31,9 im Jahre 1909 und seitdem ist sie noch erheblich weiter zurückgegangen. Ein so enormer Rückgang der Geburtenziffer (um mehr als ein Viertel!) in dem verhältnismäßig kurzen Zeitraum von kaum drei Jahrzehnten ist schon eine sehr beachtenswerte, nachdenklich stimmende Erscheinung, auf die auch in statistischen Berichten einiger deuschen Städte für das Jahr 1910 erneut mit Nachdruck hingewiesen wird. Die „Fkf. Ztg." berichtet hierüber:

„Am auffallendsten zeigt sich der Rückgang wohl in München, wo 1910 die Geburtenziffer auf 24,3 pro Tausend zurückgegangen ist, während in den siebziger Jahren die durchschnittliche Geburtenziffer 43, also nahezu das Doppelte, betrug. Im Jahre 1900 kamen auf 1000 Einwohner immerhin noch 37,0 Geburten, 1905 noch 31,3. Der Rückgang zeigt sich noch schärfer bei Betrachtung der absoluten Zahlen. Bei einer mittleren Einwohnerzahl von 490 000 im Jahre 1900, von 534 000 im Jahre 1905 und 590 000 im Jahre 1910 ging die absolute Geburtenzahl von 18 128 auf 16 714 und 14 372 zurück. Auch in Mannheim ist seit der Reichsgründung noch nie ein so niedriger Stand der Geburtenziffer beobachtet worden wie im Jahre 1910, immerhin entfielen auf 1000 Einwohner noch 31,4 Lebendgeborene. In Mainz, wo in gleicher Weise berechnet die Geburtenziffer 1901 noch 31,0 betrug und in allen folgenden Jahren zwischen 28 und 29 schwankte, ging sie von 28,8 im

Jahre 1909 auf nur 25,5 im Jahre 1910 zurück. Die absolute Zahl der Geburten betrug 1909: 3153, 1910 dagegen nur 2815. Köln, das sich ebenso wie München, in den siebziger Jahren durch eine ganz außergewöhnlich hohe Geburtenziffer auszeichnete, zeigt ebenfalls einen Rückgang, von 32,2 im Jahre 1909 auf 28,8 im Jahre 1910. Düsseldorf zeigt für 1910 trotz seiner stark industriellen Bevölkerung eine Geburtenziffer von nur 27,8 pro Tausend gegen 33,1 im Jahre 1909 und sogar 40 pro Tausend im Jahre 1900. Der Rückgang der Geburten beträgt hier prozentual in einem Jahrzehnt mehr als 30 Prozent."

In anderen Kulturländern ist die Zahl der Geburten allerdings noch weit niedriger als bei uns. So beträgt sie in England schon seit zwei Jahrzehnten weniger als 30 und gegenwärtig kaum 25 auf je 1000 Einwohner, in Frankreich gar nur 19,6 (1909). Ein Trost kann dies aber für uns nicht sein, denn es wäre doch wenig erfreulich, wenn die Bevölkerungsbewegung in Deutschland in ein ebenso langsames Tempo geriete, wie in Frankreich!

Die Zahl der unehelichen Geburten ist zwar bei uns gestiegen. 1903 waren 8,3 1906: 8,5 und 1909 sogar 9% aller Geborenen unehelich. Früher stand es damit allerdings noch schlimmer, 1859 waren von 100 Geburten 12,4 uneheliche. (Gegenwärtig zeichnen sich hierin besonders die Großstädte aus: in Berlin 1909: 20%.)

Bisher wurde der Rückgang der Geburtenziffer in Deutschland ausgeglichen durch das Sinken der Sterbeziffer. In den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts sind jährlich etwa 29 von je 1000 Einwohnern gestorben, im letzten Jahrzehnt dagegen jährlich kaum 20, im Jahre 1909 sogar nur 18,1. Die absolute Zahl der Sterbefälle im Jahre 1909 betrug 1 154 296, das sind rund 100 000 Menschen weniger als im Jahre 1905 (obwohl die gesamte Einwohnerzahl in diesem Zeitraum um etwa 3½ Mill. zugenommen hatte!) Seit Gründung des Reichs ist überhaupt in keinem Jahre eine so niedrige Sterbeziffer festgestellt worden, wie im Jahre 1909. Diese gewaltige Herabdrückung der Sterbeziffer von 30 auf 18 in drei Jahrzehnten ist gewiß sehr imponierend, war aber nur dadurch möglich, daß die Zahl der Todesfälle bei uns im Vergleich zu anderen Kulturländern eben früher immer noch recht hoch war. Das Wachsen der Allgemeinkultur und des Wohlstandes, Fortschritte der Medizin und Volkshygiene, Arbeiter- und Kinderschutzgesetzgebung, vermehrte Säuglingsfürsorge, Abstinenzbewegung, Tuberkulosebekämpfung und andere Dinge mehr vermochten eine Verlängerung der durchschnittlichen Lebensdauer der Bevölkerung herbeizuführen. Der Raubbau mit Menschenleben, wie er früher vielfach getrieben wurde, hat aufgehört, dazu kommt als wichtiges Moment das Aufhören von Seuchen und Kriegen.

Obgleich aber aus all diesen Ussachen in den letzten 2 Jahrzehnten die durchschnittliche Lebensdauer der männlichen Bevölkerung in Deutschland von 35,58 auf 40,56, die der weiblichen von 38,45 auf 43,97 Jahre gestiegen ist, so stehen wir damit doch noch recht weit zurück hinter anderen Ländern: in Skandinavien z. B. beträgt das Durchschnittsalter mehr als 50 Jahre! Immerhin dürften wir bald an der Grenze des bei den gegenwärtigen Verhältnissen in Deutschland Erreichbaren angelangt sein, denn trotz aller Hygiene und sonstiger Maßnahmen kann der „Unfug des Sterbens" niemals völlig beseitigt, sondern höchstens aufgehalten werden. Einmal schlägt für jeden das letzte Stündchen und es läßt sich die Sterbeziffer eben jeweils nur bis zu einem gewissen Punkte herabdrücken. Wenn

aber die Geburtenzahl weiter sinken sollte, — und ihrem Sinken kann eben kaum Einhalt geboten werden —, so fällt natürlich die bisherige Ursache der Bevölkerungszunahme in Deutschland mit der Zeit weg. Der Überschuß der Geburtenzahl über die Sterbeziffer, der seit Jahren 8—900 000 Seelen jährlich ausmachte, wird sich sehr rasch vermindern, und gar bald werden wir in Deutschland die gleiche Tatsache beobachten können wie in anderen Ländern mit alter Kultur, daß nämlich die Bevölkerung nur noch langsam zunimmt; und ein völliger Stillstand des Bevölkerungswachstums ist bei uns ebensowenig ausgeschlossen, wie in unserem Nachbarlande Frankreich, wo die Volkszahl seit Jahren beinahe stationär bleibt.

Die Geburten- und Sterbeziffern sind am besten vergleichbar mit zwei unaufhaltsam hintereinander herjagenden Rossen. Gelingt es, den Lauf des zweiten Pferdes (die Sterbeziffer) zu verlangsamen, so wächst der Zwischenraum zwischen beiden (d. i. die lebende Bevölkerung) so lange, als das erste Pferd (die Geburtenziffer) sich rascher fortbewegt. Da nun aber die Sterbeziffer nicht unter einem gewissen Tempo fortschreitet, die Geburtenziffer dagegen ihre Geschwindigkeit bis auf ein Minimum verlangsamen kann, so kann eben der Augenblick eintreten, wo die Geschwindigkeit beider gleich wird, wo mit anderen Worten die Bevölkerungsvermehrung auf Grund des Geburtenüberschusses aufhört, und diesen Augenblick können wir in Deutschland bald erreichen.

Bis zum Jahre 1906 war der Geburtenüberschuß alljährlich gewachsen, wie aus der oben wiedergegebenen Tabelle hervorgeht. Damals kamen auf 1000 Einwohner 14,9 mehr Geborene als Gestorbene. In den folgenden Jahren nur noch 14,2, 14,0 und 13,8. Im Jahre 1910 ist diese Zahl, soweit sich überblicken läßt, auf kaum 10 gesunken und mit Bestimmtheit ist für die kommenden Jahre ein weiteres Sinken anzunehmen. In Frankreich betrug der Geburtenüberschuß nach dem letztbekannten Ergebnis für 1909 nur 0,3 v. T., so weit haben wir's in Deutschland allerdings noch nicht gebracht! Aber alle Anzeichen sprechen dafür, daß bei uns der Geburtenüberschuß rasch weitersinken wird.

Die Säuglingssterblichkeit ist in Deutschland zwar noch immer recht hoch und kann sicher noch verringert werden. Unter den 1 164 296 Sterbefällen des Jahres 1909 waren 60 079 Totgeborene und 335 436 Kinder im ersten Lebensjahre. Auf je hundert Lebendgeborene kamen hiernach 17,0 Sterbefälle im ersten Lebensjahre; von je 6 Neugeborenen erreichen also kaum 5 ein Alter von mehr als einem Jahr. Gegen früher hat die Säuglingssterblichkeit allerdings abgenommen: im Jahre 1903 betrug sie noch 20,4 v. H., in den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts gar bis zu 27 v. H. Im Vergleich mit anderen Kulturländern ist die Zahl der im 1. Lebensjahre Gestorbenen doch noch sehr hoch, in der Schweiz beträgt sie nur 12,1, in England 11,8, in Holland 11,2, in Dänemark 10,8, in Schweden 7,7, in Norwegen 6,7 und in Neuseeland gar nur 6,2 (auf je 100 Lebendgeborene). Wir sind also in Deutschland noch sehr weit von den entsprechenden Zuständen in anderen Ländern entfernt, und eigentlich ist es beschämend, daß im Deutschen Reiche, das doch immer den Anspruch erhebt, als eines der ersten Kulturländer zu gelten, tagtäglich beinahe 1000 Säuglinge dahingerafft werden! Welche ungeheuren Verluste an Volkskraft und Wohlstand diese Ziffern bedeuten, braucht kaum besonders betont zu werden.

3. Die Zahl der Eheschließungen.

Die Zahl der Eheschließungen ist im Deutschen Reiche gleichfalls im Abnehmen begriffen. Im Jahre 1909 wurden 494 127 Ehen geschlossen, das sind 6493 oder 1,3 v. H. weniger als im Jahre 1908 und etwa 10 000 weniger als im Jahre 1907. Auch dieser Umstand weist darauf hin, daß die Bevölkerungsvermehrung nachlassen wird. Im Jahre 1900 kamen auf 1000 Einwohner 8,5 Eheschließungen, die entsprechenden Zahlen für die vier Jahre von 1906 bis 1909 sind: 8,2 : 8,1 : 7,9 : 7,7. Bemerkenswert ist, daß die Heiratsziffer für Frankreich seit 1909 höher ist als bei uns, sie betrug (1909) 7,8 gegen 7,7 in Deutschland! Seit 1883 war die Heiratslust bei uns nie mehr so gering wie in 1909, in den Jahren 1910 und 1911 ist sie sicher noch weiter zurückgegangen. Bemerkenswert ist, daß die Zahl der Eheschließungen in industriellen Gegenden höher zu sein pflegt als in ländlichen Bezirken, ebenso aber auch die der Ehescheidungen, die immer häufiger werden, insbesondere in Großstädten. 1903—1907 kamen auf 100 000 Einwohner 18,3 Ehescheidungen im Jahresdurchschnitte, 1908 waren es 21,2, 1909 sogar 23,1. (In Hamburg 104,5!)

4. Die Bevölkerungsdichtigkeit.

Die Fläche des Deutschen Reichs umfaßt 540 777,5 qkm (Frankreich hat 536 464 qkm). Auf 1 qkm kamen in Deutschland im Jahre 1871: 75,9, 1910 dagegen 120,0 Bewohner. Die Bevölkerungsdichtigkeit ist bei uns naturgemäß viel stärker als in Frankreich, wo nur 75 Einwohner auf 1 qkm des Landes kommen. England, Holland und Belgien sind dagegen wesentlich dichter bevölkert als das Deutsche Reich, in diesen Ländern wurden vor einem Jahrzehnt bereits 215, 154 und 227 Einwohner pro qkm ermittelt! Wir müßten also etwa 100—120 Millionen Köpfe zählen, um diesen Ländern an Bevölkerungsdichtigkeit gleichzustehen. Naturgemäß gibt es auch jetzt schon einzelne Teile des Reiches, die sehr stark bevölkert sind. So ist unter den Bundesstaaten, abgesehen von den Hansastädten, am dichtesten bevölkert das Königreich Sachsen mit 320,3 (1870: 170) Personen auf 1 qkm. Eigentlich liegt aber kein Grund vor, warum nicht auch die übrigen Teile des Reiches eine ebenso starke Bevölkerung aufweisen könnten. Wäre es nicht denkbar, daß etwa Berlin oder Hamburg eine Einwohnerzahl von 7 oder 8 Millionen hätten, wie gegenwärtig London? Auf jeden Fall steht fest, daß das Deutsche Reich noch lange nicht übervölkert ist, wie so oft behauptet wird. Im modernen Zeitalter des Weltverkehrs und der Weltwirtschaft könnte mit Leichtigkeit die doppelte oder gar dreifache Zahl von Einwohnern in Deutschland leben.

5. Die Landflucht und die großstädtische Entwicklung.

Eine in allen Kulturstaaten beobachtete Erscheinung ist die sogenannte Landflucht, der Zug zur Stadt. Die Erwerbsmöglichkeiten und die kulturellen Annehmlichkeiten des Lebens bieten sich eben in der Regel in vollkommenerem Maße in der Stadt als auf dem Lande, und so kommt es, daß die städtische Bevölkerung viel stärker zunimmt, als die ländliche. Bei der letzten Volkszählung in Deutschland zeigte sich dies in besonders deutlicher Weise. Viele Landorte und kleine Städte hatten nicht nur einen Stillstand, sondern sogar einen Rückgang ihrer Bevölkerungsziffer aufzuweisen, während

die großen Städte mit ganz wenigen Ausnahmen stark gewachsen sind. 57% der deutschen Bevölkerung wohnt in Gemeinden von mehr als 2000 Einwohnern. Gegenwärtig hat Deutschland 48 Großstädte mit mehr als 100 000 Einwohnern und steht damit an der Spitze der europäischen Staaten. 33 dieser Großstädte sind in Preußen, 4 in Sachsen und nur 8 in den 5 Südstaaten gelegen. Im Reichsdurchschnitt ist jetzt jeder 5. Deutsche ein Großstädter, (dagegen jeder 4. Norddeutsche und nur jeder 7. oder 8. Süddeutsche) während z. B. im Jahre 1816 nur jeder 80. und 1885 jeder 33. ein Großstädter war.

Solange der Zug zur Großstadt besteht, werden naturgemäß die Länder am raschesten zunehmen, die am meisten Großstädte besitzen. So ist Preußen eben großenteils wegen seiner vielen Städte im letzten Jahrfünft um 7,68%, Süddeutschland dagegen nur um 4,3% gewachsen. Daß die Bevölkerungszunahme in Frankreich so gering ist, rührt zum Teil auch von der geringen Zahl der großen Städte her.

6. Die berufliche Gliederung der Bevölkerung.

In engem Zusammenhang mit der eben erwähnten Entwicklung der Städte steht die Entwicklung der beruflichen Gliederung der Bevölkerung. Industrie, Gewerbe, Handel und Verkehr sind die Berufsgruppen, welche dem sogenannten Bevölkerungsüberschuß Erwerbs- und Existenzmöglichkeit bieten, während die Landwirtschaft dafür gar nicht in Betracht kommt. Ich will nur zwei Zahlen einander gegenüberstellen: im Jahre 1882 gehörten 19,2 Millionen der deutschen Bevölkerung vorwiegend zur Landwirtschaft, 1907 dagegen nur noch 17,6 Millionen; zu den ersterwähnten Berufsgruppen gehörten 1882 nur 20,5, 1907 dagegen 34,6 Millionen!

7. Schluß.

Die Tendenzen der Bevölkerungsbewegung in Deutschland lassen sich daher etwa folgendermaßen zusammenfassen: Bisher ist die deutsche Bevölkerung stark gewachsen, und zwar rascher als die irgend eine anderen europäischen Großstaates mit alter Kultur. Die Zunahme der Bevölkerung war jedoch nicht bedingt durch eine Zunahme der Geburtenzahl, sondern in erster Linie durch den Rückgang der Sterbeziffer. Ein wesentliches Weitersinken der Sterbeziffer ist vorerst nicht zu erwarten, wohl aber zeigen Heiratsziffer und die Geburtenzahl stark fallende Tendenzen. Die Bevölkerungszunahme wird daher in Zukunft in viel langsamerem Tempo vor sich gehen als bisher, und es ist gar nicht ausgeschlossen, daß die Bevölkerungsbewegung ähnliche Symptome des Stagnierens aufweisen wird wie gegenwärtig in unserem Nachbarlande Frankreich. Um dieses unabwendbare Übel, das eine ernste Gefahr für uns bedeutet, im Interesse der deutschen Weltstellung und Kultur nach Möglichkeit zu verringern, müssen alle Hebel einer gesunden und vernünftigen Bevölkerungspolitik in Bewegung gesetzt werden. In erster Linie gilt es, die so erfolgreiche Bekämpfung der Säuglingssterblichkeit, der Lungentuberkulose und des Alkoholismus fortzusetzen. Ebenso wichtig aber ist die Beseitigung der Verteuerung der Lebensmittel. Ferner ist zu beachten, daß die militärische Dienstpflicht Existenzbedingungen und damit auch die Heiratsmöglichkeit der erwachsenen männlichen Jugend stark beeinträchtigt. Ihre Abkürzung wäre für das Bevölkerungswachstum von größter Bedeutung, und zwar auch schon deshalb, weil dann die

riesigen Rüstungsauslagen stark vermindert würden, die gegenwärtig unsere Volkswirtschaft so stark behemmen, Lebensmittel und Löhne verteuern und somit auch indirekt auf die Bevölkerungszunahme ungünstig einwirken. Eine großzügige Verkehrspolitik mit möglichst niedrigen Tarifen, Beseitigung aller verkehrs- und erwerbsschädigenden Steuern, gründliche Boden- und Wohnungspolitik, ferner möglichste Erleichterung der Eheschließungen, Gewährung gewisser Erleichterungen für kinderreiche Familien, wie Steuernachlässe und anderes in ähnlichem Sinne, dies ist ein Teil der Maßnahmen, die im Interesse eines künftigen Gedeihens des deutschen Volkskörpers gefordert werden müssen, soll nicht das deutsche Volk den mühsam errungenen Platz an der Sonne anderen, jüngeren Völkern in absehbarer Zeit wieder abtreten müssen*).

CHRONIK

KOMMUNALES Ledigenheim in Budapest: Um dem Übel des Schlafburschenwesens abzuhelfen, wurde vor zwei Jahren durch den Budapester Magistrat die Errichtung eines Ledigenheims beschlossen. Wie nun die ungarische Ausgabe der Dokumente des Fortschritts, die Szociálpolitikai Szemle (Sozialpolitische Rundschau) mitteilt, wurde das Heim dieser Tage fertiggestellt und seiner Bestimmung übergeben. Den Besuchern stehen 42 separate Zimmer und 396 Schlafkabinen zur Verfügung. Man gelangt in diese Kabinen von den langen, gemeinsamen Korridoren, die sich auf den Etagen befinden. Ihre Länge beträgt 2,50 m, ihre Breite 1,80 m. Oberhalb der weiß angestrichenen Kabinentür befindet sich ein 65 bis 70 cm hohes Drahtnetz, das die Wand ersetzt. Hier dringt das Licht ein von den durch elektrische Lampen reich beleuchteten Korridoren. Die Kabinen sind wie folgt eingerichtet: ein grau gestrichenes Eisenbett, daran ist ein Tischchen befestigt, das (ähnlich wie auf den Eisenbahnen) herabgelassen werden kann, ein Sessel und ein Kleiderrechen. Auf den Korridoren mit Asbestboden befindet sich alle zehn Schritte eine Bedientenwachtstube, ausgerüstet mit einem Haustelephon. Die Reihe der Schlafkabinen wird auf jedem Stockwerk mit einem Waschlokal abgeschlossen: ein weißes Zimmer mit Waschgelegenheiten für 12 Personen, mit warmem und kaltem Wasser, mit Handtüchern und Seife ausgerüstet. Neben den Schlafkabi-

*) Wer sich für die Probleme der Bevölkerungsbewegung in Deutschland näher interessiert, sei auf folgende Werke verwiesen: Mombert, Studien zur Bevölkerungsbewegung in Deutschland, Karlsruhe 1907. K. Oldenberg, Über den Rückgang der Geburten- und Sterbeziffer, im Archiv für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik Tübingen 1911, Bd. 32 und 33, woselbst die gesamte Literatur verzeichnet ist. Hier handelte es sich nur darum, einen zusammenfassenden Überblick zu bieten.

nen befinden sich auf jedem Stockwerk noch separate Zimmer, hauptsächlich für Personen eingerichtet, die nachts arbeiten, damit diese nicht die Ruhe der andern stören und damit sie länger ruhen können. Auf jedem Stockwerke befinden sich 132 Schlafkabinen und 14 separate Zimmer, insgesamt sind also im Ledigenheim 438 Schlafgelegenheiten vorhanden. Im Souterrain befinden sich die Waschküchen, Magazine, Maschinenhäuser und die Bäder. Ebenerdig befinden sich die Kleider- und Schuhreinigungsräume; die Garderobe, wo für jedes Schlafgemach ein besonderer grauer Schrank eingerichtet ist, und das Gepäck-, Fahrrad- und Wäschemagazin. Abgesondert befindet sich ein Krankenzimmer mit 6 Betten, daneben befindet sich das Ordinationszimmer des Stadtphysikus und ein Zimmer für Leute, die mit einer ansteckenden Krankheit behaftet sind. In der Küche dient ein Kessel mit einem Fassungsvermögen von 275 l für das Kochen von Suppen, einer mit einem Fassungsvermögen von 100 l für die Herstellung von gekochten Mehlspeisen und zwei Kesseln mit je 275 l Fassungsvermögen für Gemüse. Der Speisesaal ist für 450 Personen eingerichtet. In diesem Saale sind auch vier Brunnen, an verschiedenen Stellen aufgestellt. Neben dem Speisesaal befinden sich zwei Küchen, für Personen, die selbst kochen wollen. Außerdem befindet sich ebenerdig ein Spielraum (Kartenspiel verboten), ein Lesezimmer, eine Bibliothek (mit 10 000 Bänden) und ein Empfangszimmer.

Das Mieten von Kabinen und separaten Zimmern erfolgt mittels Kartenanweisung, die man im Vorhinein lösen muß. Die Preise für Kabinen sind wie folgt bemessen:

a) für sieben aufeinanderfolgende Nächte (Wochenkarte) 3,60 Kr.; für eine Nacht 60 Heller.

Die Anweisungen der separaten Zimmer kosten:

a) für sieben aufeinanderfolgende Nächte (Wochenkarte) 4,80 Kr.; b) für eine Nacht 80 Heller.

Das Ledigenheim kann durch eine jede, über 14 Jahre alte männliche Person bezogen werden, deren Jahreseinkommen 2000 Kr. nicht übersteigt und wenn nicht besondere Umstände (Säufer, Raufbold, Krankheit) gegen die Aufnahme sprechen.

In den Kabinen kann man sich nur von 7 Uhr abends bis 8 Uhr morgens aufhalten; in den separaten Zimmern jedoch bis 2 Uhr nachmittags, falls die Mieter nachweisen, daß sie ständig in einem Nachtbetrieb beschäftigt sind.

Die Gastwirtschaft des Heimes gehört der Stadtgemeinde und wird von ihr verwaltet. Für 60 Heller erhält man einen Mittagstisch mit drei bis vier Gängen, nämlich Suppe, Fleisch, Gemüse und Mehlspeise. Wer jedoch 60 Heller nicht entrichten kann, dem stehen zur Benutzung die Kantinen offen. Der Bau und die Einrichtung des Ledigenheimes hat die Stadt 1 090 000 Kr. gekostet.

TECHNISCHER & WISSENSCHAFTLICHER FORTSCHRITT

H. FEHLINGER, MÜNCHEN: ÜBER EINIGE FAKTOREN DER PROGRESSIVEN BIOLOGISCHEN ENTWICKLUNG DER KULTURVÖLKER.

In der jüngsten Zeit haben die unter der Kontrolle der Menschen stehenden Einflüsse, welche die erblichen Eigenschaften künftiger Generationen verbessern oder verschlechtern können, erfreulicherweise die Aufmerksamkeit auf sich gezogen und sie verdienen, noch mehr Beachtung zu finden, da sie für die Gemeinwesen wie für den einzelnen von großer Wichtigkeit sind, die nur zu leicht unterschätzt wird und noch weit davon entfernt ist, allgemein anerkannt zu sein. Namentlich über das Entartungsproblem ist viel gesprochen und geschrieben worden, denn es war eine recht unangenehme Überraschung, als man der Entartungszeichen gewahr wurde, an denen man so lange achtlos vorbeiging und dabei der Meinung war, die hohe Kultur habe der Menschheit lediglich Segen gebracht. Das Studium der auf die generative Menschheitsentwicklung wirkenden Faktoren, das als Rassenhygiene (Ploetz) oder Eugenik (Galton) bezeichnet wird, birgt jedoch, wie Prof. Karl Pearson*) treffend sagt, ein Element der Gefahr in sich, denn es verleitet leicht dazu, „die Aufmerksamkeit unverwandt auf die zur Entartung führenden Faktoren zu richten; wenn wir unsere Zeit mit dem Studium von Statistiken der Geisteskranken, der geistig Defekten, der Verbrecher, der Tuberkulösen, der Blinden, der Tauben usw. verbringen, so wird die Unvermeidbarkeit all dieser Gebrechen uns tief deprimieren. Das ist jedoch nur die eine Seite des Bildes; das Unvermeidbare ist geradeso markant, wenn wir uns mit Gesundheit und Kraft, mit Fähigkeit und Intelligenz befassen. Wenn die Sünden der Väter die Nachkommen heimsuchen, so ist das sicherlich auch von ihren Tugenden der Fall". — So jung die Rassenhygiene als Wissenschaft ist, so ist es doch schon Mode geworden, daß die meisten Autoren, die sich mit ihr befassen, das Schreckgespenst der Entartung in grellen Farben ausmalen und den unrettbaren Niedergang prophezeihen, wenn wir nicht mit beiden Händen nach den von ihnen empfohlenen rettenden Mitteln greifen, die gewöhnlich nicht wenig radikal sind.

Am ausführlichsten behandelt werden die Entartung bewirkenden Erscheinungen des Kulturlebens in Dr. W. Schallmayers „Vererbung und Auslese in ihrer soziologischen und politischen Bedeutung"**). Als ungünstige Beeinflussungen der generativen Erbentwicklung menschlicher Gesellschaften werden dort genannt: direkte Schädigungen der Erbsubstanz durch Gifte; die Vorteile, die sich aus den Besitzverhältnissen für minder tüchtige und untüchtige Menschen ergeben; die Erleichterungen der Ernährung, insbesondere der Säuglingsernährung; die Heilkunde und Irrenpflege, die vielen Entarteten, die Fortpflanzung ermöglicht; die „künstlichen" Geburten;

*) Pearson, „Zweck und Bedeutung der National-Eugenik für den Staat". Archiv für Rassen- und Gesellschaftsbiol., 5. Jahrg., 1. Heft.

**) Zweite vollst. umgearb. Auflage. Jena 1910, Verlag von Gustav Fischer.

die Ausschaltung der (vermeintlichen) Selektion durch Seuchen und Kriege; die individualistische Richtung der herrschenden Humanität; die Arbeiterversicherung; die überdurchschnittliche Sterblichkeit der Städter; die häufig im Vergleich mit Untüchtigen geringere Kinderzahl der Tüchtigen usw. Von all diesen Dingen wird angenommen, daß sie das körperliche und geistige Erbgut eines Volkes verringern, indem sie das Walten der natürlichen Auslese hemmen und eine Anhäufung Entarteter (regressiver Variationen) zur Folge haben. Aber ein Teil der Faktoren, welchen Dr. Schallmayer und andere eine fortschrittliche Auslesewirkung zuschreiben, haben eine solche tatsächlich nicht, sondern sie sind Mittel wahlloser Vernichtung, während andere, wie die Erleichterung der Ernährung, die Wohltätigkeitspflege und die Kleinhaltung der Kinderzahl der Wohlhabenden, so weit sich beurteilen läßt, zu keinen tiefgreifenden Verschlechterungen der Erbanlagen führen.

Eine direkte Beeinflussung des der Fortpflanzung dienenden Keimplasmas (das nach Weismanns Lehre nur quantitativen Veränderungen ausgesetzt sein kann) durch Alkohol, Syphilisbakterien usw. halte ich für ausgeschlossen. Erfolgt sie doch, so werden die betroffenen Keimzellen so sehr geschädigt, um ihre Entwicklungsfähigkeit zu verlieren. Bedrohlich sind die Erleichterungen der Fortpflanzung, die unsere Zustände den mit körperlichen und geistigen Mängeln (z. B. Taubheit, Rückgratsverkrümmung, Beckenverengung, Schwachsinn, Blödsinn) behafteten Personen bieten, die Privilegien, die Untüchtige den Tüchtigen gegenüber nicht selten in Vorteil versetzen, sowie die Verhinderung der geschlechtlichen Zuchtwahl durch wirtschaftliche und gesellschaftliche Einrichtungen. Hiermit soll sich aber dieser Aufsatz nicht weiter befassen, sondern mit den Faktoren progressiver biologischer Entwicklung der Menschen in der modernen Kultur. Einer davon ist das Aufhören der wahllosen Vernichtung durch Seuchen, exzessive Kindersterblichkeit und durch Kriege. Es ist gewiß, daß kräftige Konstitutionen — was nicht große plumpe Körper meint, die z. B. den tropischen Infektionskrankheiten am leichtesten erliegen*) — den Seuchen besser zu widerstehen vermögen als schwache, und daß sich Personen mit überdurchschnittlicher Intelligenz gegen die Infektion besser zu schützen vermögen als wenig intelligente. Viel jedoch hängt vom Zufall ab. Selbst wenn die von Natur aus zäheren Personen der Infektion in relativ größerer Zahl widerstehen als die schwachen, so wird doch auch bei den erstgenannten die Krankheit gewöhnlich nicht ohne mehr oder minder schwere und dauernde körperliche Schädigung vorübergehen, die ihr Erwerbsleben und ihre Fortpflanzung in Mitleidenschaft zieht. Es ist ein Irrtum, anzunehmen, die sanitäre Erbkonstitution wäre bei Völkern, unter denen Pocken, Cholera und Pest wüten, besser als bei den europäischen Kulturvölkern, die nun von solchen Epidemien zumeist verschont sind. In Indien aber, wo beständig furchtbare Seuchen herrschen, ist die Widerstandskraft der Bevölkerung sowie ihre körperliche und geistige Leistungsfähigkeit äußerst gering, die Geburtenziffer ist teilweise kleiner als die Sterblichkeitsziffer und sogar wenn das Verhältnis umgekehrt ist, haben von den Geborenen doch nur so wenige eine an die Umgebung gut angepaßte Konstitution, daß die Bevölkerungszahl nicht zu steigen vermag. Das Gleiche gilt von den Philippinen und anderen asiatischen Ländern. Die europäischen Völker sind erst nach

*) Vgl. C. E. Woodruff, „Expansion of Races", Kap. 16. New York 1909; Rebman Co.

Überwindung der schlimmsten Mächte wahlloser Vernichtung in die Periode ihrer wunderbaren Expansion eingetreten.

Ebenso wie Seuchen haben die Kriege einen generativ nachteiligen Effekt; durch sie wird auf jeder Seite ein großer Teil der Kämpfenden getötet oder invalid gemacht; das sind keineswegs die untüchtigsten, sondern die tüchtigsten Angehörigen der betreffenden Völker, sie zeichnen sich vor den andern durch Mut, Intelligenz und körperliche Vorzüge aus. Sie hinterlassen keine oder wenige Nachkommen, während die nicht am Kriege beteiligt gewesenen Schwächlinge und Entarteten sich in gesteigertem Maße vermehren — sie, von denen sonst die geschlechtliche Auslese gar manchen zum Tod ohne Nachkommen verurteilt hätte. Mit dem Fortschritt der modernen Kriegstechnik bildet sich der Krieg mehr und mehr von einem Mittel der verkehrten Auslese in eines der wahllosen Vernichtung um. Die durch Kriege herbeigeführte „Kollektivauslese" hat keineswegs immer die Ausbreitung eines erblich besser veranlagten sieghaften Volkes zum Ergebnis; sie kann ebenso zum Untergang der Sieger führen, wie es z. B. bei den im Altertum nach Asien und Nordafrika vorgedrungenen europäischen Eroberern der Fall war, die sich mit den Unterworfenen vermischten und — da sie in der Minderzahl waren — ausgemerzt wurden; denn durch Kreuzung verschiedener Formen können keine neuen dauernd existierenden Rassen entstehen, die Mischrassen gehen vielmehr zugrunde *). Der Niedergang des französischen Volkes ist, wie Prof. J. A. Thomson **) sagt, hauptsächlich auf die napoleonischen Kriege (und die ihnen vorausgegangene Revolution) zurückzuführen; ebenso resultierten die Kriege des römischen Reiches in Ausmerzung der Tüchtigen und Überhandnehmen der Untüchtigen, denen es unmöglich war, das Reich und seine hohe Zivilisation zu erhalten. Außerdem denke man an Deutschland nach dem dreißigjährigen Kriege; deutlicher kann die „selektorische" Wirkung der Kriege schon nicht mehr zutage treten, als es damals geschah. Auch unzivilisierten Völkern ist der Krieg rassenhygienisch verderblich; denn erstens folgt bei ihnen nicht immer, wie manche Autoren glauben, die Entscheidung im Kampfe der größeren körperlichen und geistigen Fähigkeit, sondern recht oft dem numerischen Übergewicht oder der besseren Disziplin. Das wird eher die Regel als die Ausnahme sein. Zweitens wird ein besiegter Stamm „Wilder" gewöhnlich nicht aufgerieben, es werden nur die Krieger, oder die Kühnsten unter ihnen, vernichtet; die mit körperlichen oder geistigen Mängeln behafteten Leute bleiben erhalten und pflanzen sich fort — gerade so, wie es bei europäischen Kriegen in der Vergangenheit geschah. Mit dem Kriege werden die europäischen Völker eines der größten Hindernisse ihrer biologischen Entwicklung aus dem Wege räumen.

Geradezu absurd ist es, von der Einschränkung der exzessiven Säuglingssterblichkeit als „Hemmung der Auslese" zu sprechen. Viele Schwächen, die tötlich sein können, sind lediglich modifikationeller Natur, d. h. während des individuellen Lebens erworben, im Gegensatze zu den variationellen Defekten, die auf erblicher Veranlagung beruhen. Gerade in den ersten Lebensjahren können solche modifikationelle Schwächen sehr leicht erworben werden und zum Tode führen, was wir zu vermeiden trachten müssen, und selbst wenn mit dem Säuglingsschutz manche schlechte

*) Siehe Woodruff, a. a. O. S. 250 u. ff.; ferner Fehlinger, „Über das Aussterben der Naturvölker" in Zeitschr. f. Schulgeogr., Bd. 32, Heft 3.

**) Thomson, „Heredity", S. 533. London 1908, John Murray.

Konstitutionen erhalten werden, so gilt das nicht viel, in Anbetracht der zahlreichen wertvollen Menschenleben, die durch Einflußnahme auf widrige Umgebungsverhältnisse geschont werden. Eine der besten Untersuchungen über die Säuglingssterblichkeit ist die, welche Dr. A. Newsholme vor kurzem in England ausführte *). Er fand, daß eine große Säuglingssterblichkeit in einem Gemeinwesen von einer großen Sterblichkeit in den Kinderjahren und in den höheren Altersklassen gefolgt sind. Soweit die Kindersterblichkeit eine selektorische Wirkung hat, wird diese, unter den bestehenden Verhältnissen, von den überwiegenden widerwärtigen Umgebungseinflüssen, die alle Individuen gleich stark betreffen, ganz verdeckt. Selektion könnte erst dann in der Kindersterblichkeit zum Ausdruck kommen, wenn allen die Gleichheit der Pflege usw. verbürgt wäre.

Die kräftigste Auslesewirkung innerhalb der zivilisierten Menschheit übt die moderne Stadtkultur. Denn um organische Defekte zum Vorschein zu bringen, bedarf es häufig äußerer Reize, die das ruhige Landleben nicht kennt, wohl aber das Stadtleben mit all seinen geistigen und körperlichen Anstrengungen, seiner Ruhelosigkeit, seinem Konkurrenzkampf um den Erfolg. In der Stadt tritt bei viel mehr Personen als auf dem Lande ein geistiger Defekt zutage. Daraus zu schließen, die Stadt verursache Geisteskrankheit, ist falsch und mit den Tatsachen der Biologie unvereinbar; die Anlage zu geistiger Erkrankung war bei den Betroffenen im Keime vorhanden und ihre schwache psychische Konstitution war nicht imstande, der Anspannung und Aufregung zu widerstehen — denselben äußeren Einflüssen, die ihren nicht defekt veranlagten Nebenmenschen nichts anhaben können.

Körperliche Mängel werden beim Stadtleben ebenfalls weit leichter offenbar, was zu der im Vergleich mit dem Lande größeren Erkrankungs- und Sterblichkeitshäufigkeit führt. Die Auslese betrifft am meisten die neuen Zuwanderer vom Lande und die ersten Generationen ihrer Nachkommen, die weniger angepaßt sind als die schon lange in Städten ansässigen Familien. Die Meinung jedoch, daß städtische Geschlechter rascher aussterben als ländliche, beruht auf falscher Voraussetzung. So viel ich weiß, verfolgen die Untersucher bei diesem Gegenstande immer nur die männlichen und nicht auch die weiblichen Linien; sie sprechen dann von „Aussterben", wenn in einer Generation männliche Nachkommen fehlten, also der Name verschwand. Vom Standpunkt der Rassenhygiene ist das ganz unrichtig, denn der Mangel männlicher Nachkommen bezeugt nicht das Geringste gegen die Lebenskraft eines Geschlechts.

Auf eine eigenartige Folge der Stadtkultur macht Dr. Th. Lessing in seiner Schrift „Der Lärm" **) aufmerksam. Der arge Lärm in den Städten, der meist von wenig feinhörigen Personen verursacht wird, bringt gerade diese in Nachteil, weil mit der Vermehrung des Lärms eine Zunahme der Gefährdung des Lebens durch Fuhrwerke, Maschinen usw. verbunden ist, welche die rascheste Orientierung durch das Ohr vor jeder andern Sinnesreaktion wünschenswert macht; diese Orientierung erfolgt bei den Städtern mit hoch entwickeltem Gehör besser als bei den von der Natur weniger tüchtig ausgestatteten Personen.

Vornehmlich auf das Wachstum der Städte ist die moderne Wanderbewegung zurückzuführen, die zur Verhütung der Inzucht und der mit ihr

*) Report on Infant and Child Mortality. London 1910, Wyman & Sons.
**) Grenzfragen des Nerven- und Seelenlebens, Nr. 54.

verbundenen Entartung viel beiträgt. Die günstige Wirkung der Mischung verschiedener Teile der Angehörigen einer Menschenart steht nach den bisherigen Erfahrungen fest. Die Wanderungen führen fortschrittlichen Gemeinwesen neues Menschenmaterial zu, dessen Erbanlagen vielfach besser sind als die der zurückbleibenden Volksgenossen; bei der gegenwärtigen massenhaften Verschickung billiger süd- und osteuropäischer Arbeiter nach den Vereinigten Staaten von Amerika trifft dies freilich nicht zu.

Die geschlechtliche Zuchtwahl, die durch Standes- und Vermögensrücksichten zwar noch in weitem Umfange verhindert wird, kommt dennoch mit fortschreitender Demokratisierung der europäischen Gemeinwesen mehr und mehr zur Geltung; es sind hier gegenwärtig bei den Eheschließungen persönliche Vorzüge, die ein natürliches Erbteil bilden, in weit größerem Maße entscheidend als jemals vorher. Es ist zu beachten, daß bei den „Naturvölkern" bis heute nur ausnahmsweise freie geschlechtliche Zuchtwahl herrscht, während die Verheiratung nach der Entscheidung der Eltern die Regel ist. Die ethnographische Literatur enthält hierfür genug Beweise. Ich stimme mit Prof. Ernst Haeckel überein, der sagt: „Indem der am höchsten veredelte Kulturmensch sich bei der Wahl der Lebensgefährtin Generationen hindurch von den Seelenvorzügen derselben leiten ließ und diese auf die Nachkommenschaft vererbte, half er mehr als durch vieles Andere die tiefe Kluft schaffen, die ihn gegenwärtig von den rohesten Naturvölkern und unseren gemeinsamen tierischen Vorfahren trennt." (Zit. bei Schallmayer.)

Die auf Rassenverbesserung gerichteten Faktoren sind m. E. mächtig genug, um gegenüber den verschlechternden Einflüssen hoher Zivilisation mindestens ausgleichend zu wirken. Die ersteren, die hier durchaus nicht erschöpfend dargestellt sind, zu stärken, müssen wir ernstlich streben; das ist der europäischen Menschheit gewiß dienlicher als etwa die künstliche Zuchtwahl durch Organe der Staatsverwaltung, für die bereits viele Leute schwärmen.

CHRONIK

STRASSENBENENNUNG in Großstädten: In der Mainummer der „Dokumente des Fortschritts" veröffentlicht Herr Dr. L. Oppenheimer einen neuen Vorschlag zur Straßenbenennung in Großstädten, zu dem ich das Folgende bemerken möchte.

Der Hauptvorzug des Oppenheimerschen Systems soll darin bestehen, daß die Fremden sich leichter orientieren können. Dazu ist aber dringend erforderlich, daß in allen Städten das Prinzip das gleiche ist, daß also nicht in München das A-Viertel im Nordwesten, in Berlin im Süden und in Hamburg im Osten liegt. Der Fremde muß stets wissen: In allen deutschen Städten liegt das A-Viertel da und das Z-Viertel dort. Die von Oppenheimer angeregte Reichszentrale müßte also vor allem

als Aufsichtsbehörde fungieren und die gleichmäßige Durchführung veranlassen. Die Gründung der Reichszentrale würde also nicht „in Erwägung zu ziehen" sein, sondern würde überhaupt die Grundlage der neuen Straßenbenennung sein. Zu erwägen wäre höchstens, ob nicht vielleicht der „Deutsche Städtetag" diese Aufgabe übernehmen könnte!

Die Zentrale dürfte ihre Aufsicht aber nicht nur auf Städte über 100 000 Einwohner erstrecken, sondern müßte ihren Kreis viel weiter fassen. Und zwar aus folgenden Gründen: Gerade Städte, die dicht an die sog. Großstadtgrenze heranreichen, haben oft eine außerordentlich weitläufige Bebauung, die eine Orientierung für den Fremden erschwert. Weiter aber ist es, nach meiner Überzeugung, ganz falsch, den Begriff „Großstadt" nur für Städte über 100 000 Einwohner gelten zu lassen. Man denke doch nur z. B. an den oberschlesischen Industriebezirk, der doch keine einzige Großstadt im hergebrachten statistischen Sinne aufweist, und doch: Kann nicht der ganze Bezirk als eine gewaltige Großstadt gelten? Diese Industriebezirke, wie wir sie z. B. auch im sächsisch-lausitzer Industriegebiet um Zittau haben, zeichnen sich dadurch aus, daß die einzelnen Gemeinden, die an und für sich klein sein können, ineinander überfließen ohne bestimmte Grenze und so für den Nichteinheimischen den Eindruck einer einheitlichen, geschlossenen Großstadt machen. Ebenso wie die Gemeinden um Berlin herum durch den Zweckverband zu „Groß-Berlin" zusammengefaßt werden, so müßten solche Gemeindegruppen zu einem einheitlichen Körper zusammengefaßt werden zwecks einheitlicher gemeinsamer Straßenbenennung, so, daß nicht jede einzelne Gemeinde die in ihrem Gebiet belegenen Straßen nach dem Oppenheimerschen System benennt, sondern der ganze Zweckverband als Einheit aufgefaßt in Straßenviertel eingeteilt wird. Geschieht das nicht, so kann es vorkommen, daß z. B. die A-Straßen der einen Gemeinde sich unmittelbar an die F-Straßen einer andern Gemeinde anschließen, was unbedingt zu Unklarheiten und Verwirrungen führen muß. Die gemeinsame einheitliche Straßenbenennung der Nachbargemeinden muß auch deshalb schon erfolgen, um einer späteren Umbenennung bei einer etwaigen Eingemeindung vorzubeugen.

Aber nicht überall kann das schon im Rahmen eines Zweckverbandes geschehen. Man denke nur an Hamburg-Altona! Diese Städte gehen unmittelbar ineinander über; nur um einige Hauptstraßen zu nennen: die Hamburger Straße ist die direkte Fortsetzung der Altonaer Straße, die Große Rosenstraße die Fortsetzung der Kieler Straße, die Reichenstraße die der Reeperbahn usw. Hier wäre eine gemeinsame Straßenbenennung wohl notwendig, aber ohne Staatsverträge nicht durchführbar; da die Städte auf verschiedenen Reichsgebieten liegen, ist eine Zweckverbandsbildung auf Grund der heutigen Gesetze unmöglich. Es ergeben sich also außerordentliche Schwierigkeiten bei der Durchführung des Oppenheimerschen Systems.

Ein weiteres Bedenken ist folgendes: Die Stadterweiterung erfolgt nicht konzentrisch, sondern radial, keilförmig. Führt man also die Straßenbenennung von vornherein so durch, daß alle Buchstaben vergeben sind, so werden im Laufe der Zeit einzelne Gebiete so groß werden, daß die Orientierung wieder verloren geht. Es muß also die Straßenbenennung mit Rücksichtnahme auf die zukünftige Bebauung erfolgen, so, daß z. B. in

einer Stadt noch gar kein M- oder N-Viertel da ist, weil die betreffenden Gebiete eben noch nicht bebaut sind.

Endlich darf das eine nicht vergessen werden: die wenigsten Städte weisen nur Parallelstraßen auf. Im Gegenteil, gerade die Altstädte (die sog. „Cities") und die in hügeligem Terrain liegenden Städte haben Straßen, die sich nie und nimmer in das Schachbrettsystem bringen lassen, das in mehr oder weniger ausgeprägter Form immer nötig sein wird zu der Benennung nach Buchstaben und Zahlen. Diese scheinbar regellos verlaufenden Straßen „einheitlich" zu benennen, wird ein Ding der Unmöglichkeit sein. Ihre Benennung wird ebenso wie die von Ringstraßen und Hauptverkehrsadern immer das Buchstabensystem durchbrechen.

Würde es nun aber trotzdem gelingen, alle diese Schwierigkeiten aus dem Wege zu räumen und alle Städte mit neuen Straßenbenennungsplänen zu versehen, so würde die neue Schwierigkeit erwachsen, sie einzuführen. Es muß als ausgeschlossen gelten, daß die Massen der Bevölkerung — um sie handelt es sich — sich diese vollständige Umwälzung gefallen lassen würden. Ich kann nicht im Ernst daran glauben, daß das Volk plötzlich statt der alten, bekannten Straßennamen die neuen anwenden würde. Oder glaubt man, man würde sagen: Wir treffen uns heute abend in der A 1-Straße statt: in der Friedrichstraße?! In der Beziehung ist die Bevölkerung unglaublich konservativ. Man kann in solchen Angelegenheiten mit Polizeiverordnungen nichts ausrichten! Haben wir es doch bei uns in Lübeck erlebt, daß Polizeiamt und Senat ganz geringe Umänderungen in den Namen von Brücken dekretierten; aber niemand gebraucht die neuen Namen. Hier liegt die Hauptschwierigkeit. Und wenn man dem Volke noch so sehr die Vorteile ausmalt, die Schwierigkeiten räumt man damit nicht aus dem Wege. Höchstens ganz allmählich, im Laufe der Zeit, würde sich die Bevölkerung an die neuen Namen gewöhnen. Außerdem würde durch die Neueinführung von Namen die Lage nur noch verwirrter, da die Einheimischen immer unsicher sein würden beim Auskunftgeben und nur zu oft nur die alten Namen nennen könnten. Endlich darf man das eine nicht vergessen: Wenn der Fremde auf dem Bahnhofe ankommt, weiß er im allgemeinen überhaupt nicht, wo Norden ist und wo Süden!

Herr Dr. Oppenheimer schreibt: „Schließlich wäre nicht zu unterschätzen das ästhetische Behagen, das jedermann empfinden muß, an Stelle von Willkür Plan und Gesetzmäßigkeit treten zu sehen." Ich behaupte im Gegenteil: der Besucher wird sich unendlich langweilen bei diesen ewigen — man verzeihe den harten, aber einzig zutreffenden Ausdruck — stumpfsinnigen Straßenbezeichnungen! Gewiß: Rhythmus erzeugt ästhetisches Behagen, aber: Rhythmus und Schablone ist ein Unterschied! Von ästhetischem Behagen kann bei dem System von Zahlen und Buchstaben überhaupt nicht die Rede sein. Das System würde Bureaukratie atmen, nichts anderes. Wie man aber gar bei dem Zahlen- und Buchstabensystem „das lokale und historische Kolorit" einer Stadt berücksichtigen will, ist mir vollkommen unklar. Ich halte das für unmöglich. Zahlen bleiben stets leblose Zahlen. Die reine Gesetzmäßigkeit ist noch kein Rhythmus und kann an sich kein ästhetisches Behagen erzeugen. Im Gegenteil: das scheinbare „Durcheinander" der alten Stadtanlagen, die natürlich unbewußte Anlage und die sich aus ihr ergebende selbstverständliche Benennung von Straßen erzeugt Behagen. Ich kann es nicht

als Vorteil ansehen, wenn ein Besucher sich nicht in die historische Entwicklung einer Stadt zu vertiefen braucht, oder vielmehr: wenn ihm die Möglichkeit genommen wird, es zu tun. Was erzählen uns nicht die Straßennamen; was können wir aus ihnen nicht alles lesen! Die Straßennamen sind ein unbedingt notwendiger, ein köstlicher Bestandteil einer Stadtkultur! Es würde eine ungeheure Verarmung des Gemütslebens der Stadtbewohner bedeuten, wenn selbst die Straßennamen uniformiert werden sollten! Was würde es bedeuten, wenn der Hirschgraben in Frankfurt verschwände und von nun an vielleicht M 99 genannt werden sollte! Merkt man nicht die Ungeheuerlichkeit des Gedankens?!

Alles das muß uns doch wohl zu der Überzeugung kommen lassen, daß mit diesem System ein Fortschritt in der Straßenbenennung nicht erreicht wird. Daß trotzdem Reformen auf diesem Gebiete notwendig sind, ist klar und wird wohl auch nirgends bestritten werden.

Dem Oppenheimerschen vollkommen gleichwertig ist nach meiner Überzeugung das System, das bisher schon das am meisten verbreitete ist, nämlich „in einem bestimmten Viertel die Straßenbezeichnungen aus einer bestimmten Begriffskategorie zu wählen", wie O. es nennt. So werden die Straßen in dem einen Stadtteil nach Künstlern benannt: Schiller-, Herder- usw. Straße, in dem andern nach Feldherren usw. Man kann so leicht ein bis zwei Dutzend Straßengruppen finden, die den Gruppen Oppenheimers mit dem gleichen Buchstaben des Alphabets äquivalent sind. Gewiß, dieses System ist jetzt oft durchbrochen; aber einmal wäre die Umbenennung dieser wenigen Straßen leichter durchzuführen als die der ganzen Stadt, und dann: wenn dieses System durchbrochen ist, so ist das geschehen, um das „lokale und historische Kolorit" der Stadt zu berücksichtigen. Außerdem schadet diese Durchbrechung weiter nichts, denn in praxi haben wir das Oppenheimersche System schon jetzt ohne dessen oben behandelte Nachteile.

Heutzutage ist fast jedem Stadtplan in Führern usw. ein Netz zugrunde gelegt, durch das die Stadt in Quadrate eingeteilt ist; die Quadrate sind ihrerseits mit Buchstaben und Zahlen voneinander unterschieden. Mit Hilfe eines beigegebenen Straßenverzeichnisses, in dem hinter jeder Straße die Bezeichnung der Quadrate steht, in dem sie liegt, kann jeder ohne weiteres die Lage der gesuchten Straße feststellen. Ebenso kann man jeden Platz, jedes größere öffentliche Gebäude finden, was man bei dem Oppenheimerschen System nicht kann. Allerdings haben diese Pläne noch einige Nachteile. Erstens: die Quadrate sind zu groß. Sie können aber mit Leichtigkeit verkleinert werden, in der Weise, daß alle Buchstaben des Alphabets berücksichtigt werden und dem entsprechend viele Zahlen. Zweitens: diese Pläne mit dem dazugehörigen Straßenverzeichnis sind nur im großen Führer durch die ganze Stadt zu erhalten und daher zu teuer. Sie müßten allein an allen Stellen der Stadt für 5 oder 10 Pf. zu erhalten sein — dafür können sie heute mit Leichtigkeit geliefert werden und daß sie etwas kosten, hat gar nichts zu bedeuten, denn heute erhalten die Straßenbahnbeamten usw. statt dessen ein Trinkgeld —, die Schutzleute müßten sie abgeben können, in Automaten usw. müßte man sie sich verschaffen können. Drittens: dieses System ist noch längst nicht für alle Städte durchgeführt. Hier müßte die oben erwähnte Zentrale bzw. der Städtetag eingreifen und die einheitliche Ausführung veranlassen. Die Stadtverwaltungen ihrerseits müß-

ten in Zukunft darauf sehen, die Straßenbenennung einheitlich nach Gruppen durchzuführen. Endlich könnten noch die auf dem Plane festgestellten Quadrate in der Stadt selbst markiert werden durch Schilder mit den entsprechenden Buchstaben und Zahlen. Auf diese Weise würden die Vorteile, die Oppenheimer aufführt, vollkommen erreicht werden. Die Polizeibeamten und Straßenbahnschaffner würden nicht mehr durch die Auskunftserteilung über die Lage von Straßen in Anspruch genommen werden; die Fremden würden sich selbst in den kompliziertest gebauten Städten schnell und leicht orientieren können, und endlich würden keine ästhetisch-sittlichen Werte zerstört werden.

Ernst Hoch,
Lübeck.

Gefrierhäuser für Pelzhändler: In den großen Pelzmagazinen war bisher einmal wöchentlich Klopftag, wobei nicht nur auf die Dauer die kostbaren Pelze, sondern auch, infolge der oft mit Giften vermischten Staubentwicklung, die Lungen des Personals stark gefährdet wurden.

Es war daher ein guter Gedanke, die Kälteindustrie in den Dienst der Pelzaufbewahrung zu stellen.

Die Société Révillon frères in Paris z. B. besitzt ein Gefrierhaus mit einem Fassungsvermögen von 10 000 Kubikmetern und nimmt jedes Frühjahr sowohl frische als auch verarbeitete Pelze im Werte von mehr als 40 Millionen Mark in Verwahrung.

25 000 Kubikmeter kalte Luft pro Stunde werden in den Raum gepumpt, in dem die Pelze hängen, die Temperatur bleibt ununterbrochen auf 4° unter Null. Alles Kleinleben, das den Pelzen hätte verderblich werden können, stirbt oder wird zumindest betäubt.

Es ist das gleiche Prinzip wie jenes, das den Mammutherden an der Mündung der Lena ihr üppiges Haarkleid durch hunderttausende von Jahren bewahrt hat, ja, das sogar ihr Fleisch noch jetzt für die sibirischen Hunde zum Leckerbissen und für die Arbeiter, die das kostbare quartärzeitliche Elfenbein zu sammeln ausgeschickt sind, genießbar macht. *G.*

Verantwortlich für die Redaktion Erich Lilienthal Berlin-Wilmersdorf.
Druck von Georg Reimer in Berlin W. 35.